

*Liebe Leserinnen,
liebe Leser,*

ein altes Sprichwort sagt: „Was mit Mühe gewonnen ist, gefällt und ist wert“. Damit möchte ich gleich zu Beginn klarstellen, dass die mitunter sicher mühevollen, aber anhaltenden und beispielhaften Arbeit des „Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V.“ in Brandenburg und weit darüber hinaus in ganz Deutschland hohe Wertschätzung genießt. Wir haben uns deshalb sehr gefreut, dass wir vor noch nicht allzu langer Zeit – 2013 in Berlin – den anhaltenden Einsatz des Förderkreises mit dem höchsten deutschen Denkmalpreis, der Silbernen Halbkugel des Deutschen Preises für Denkmalschutz, auszeichnen durften.

Dem „Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V.“ ist nun im 25. Jahr seines Bestehens sehr herzlich zu seiner erfolgreichen Arbeit zu gratulieren! Man darf sagen, dass er nun endgültig dem Jugendalter entwachsen ist und seine volle Schaffenskraft erreicht hat. Die vorgelegte Jahresbroschüre „Offene Kirchen“ ist dafür einmal mehr ein sichtbarer Beweis. Das macht auch anderen Mut, sich für scheinbar rettungslos verlorene Bauten einzusetzen! In der Broschüre werden viele hundert, auch wenig genutzte Gotteshäuser mit Kontaktadressen und Zugangsmöglichkeiten aufgeführt. Es wird ein unermeßlicher Schatz präsentiert, dessen Erhaltung jede Mühe lohnt. Da wir aber wissen, dass nur erhalten wird, was man kennt, ist diese Vermittlungsarbeit des Förderkreises ganz besonders wichtig.

Ich wünsche mir, dass die engagierte Tätigkeit des Förderkreises mindestens noch einmal so viele Jahre und noch viel länger erfolgreich ist. Dafür ist nicht nur öffentliche Anerkennung hilfreich. Motivierend ist vor allem Ihre Unterstützung, liebe Leser, die Sie durch Ihre Besuche in den Kirchen ausdrücken können. Damit machen Sie deutlich, dass die Sorge des Förderkreises für die Gotteshäuser keine Angelegenheit von Einzelnen ist, sondern alle angeht, die die Kirchen im Dorf lassen wollen.

Dr. Oliver Karnau

Leiter der Geschäftsstelle des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz (DNK) bei der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM)



*Schlosskirche Mückenberg / Lauchhammer West (Landkreis Oberspreewald-Lausitz);
Foto: Wolfram Friedrich*

Vor 90 Jahren, 1925, rief Oberpfarrer Turne aus Wriezen im Oberbarnimer Kreiskalender unter dieser Überschrift zur Erhaltung und Pflege der märkischen Kirchen auf.



Wriezen, Stadtpfarrkirche St. Marien, Innenraum vor 1945; Foto: Archiv der Kirchengemeinde

Für wahr, wer historische oder kunstgeschichtliche Studien machen will, der findet ein reiches Feld der Betätigung und der wertvollsten Anregungen. Nicht nur die großen bekannten Kirchen wie Strausberg, Wriezen, Freienwalde, die die Wanderer und Reisenden immer wieder an die Pfarrhäuser anklopfen lassen mit der Bitte um Erlaubnis zur Besichtigung, sondern auch so manches Dorfkirchlein bietet eine Fülle dessen, was den Historiker fesselt, den Kunstverständigen entzückt und das Herz eines jeden rührt, der einen Sinn hat für die oft ergreifende Sprache, die die alten heiligen Stätten zu uns sprechen, und die sie mit einer ernsten Romantik umhüllt. Hier erzählt ein altes Steinbild von der ersten Wendentaufe, dort ein verwittertes Zeichen von den Schrecken langer Kriegsjahre und blutiger Kämpfe auf märkischem Boden und dort wieder rufen Erinnerungen an den großen



Wriezen (MOL), Ruine der Stadtpfarrkirche St. Marien 2014; Foto: Hans Krag

König. Architektonische Wirkungen sind oft mit primitivsten Mitteln stauenswert gelungen. Bogenführungen und Gewölbe sind meist von edelster Linie. Eine Sehenswürdigkeit ist die Kirchendecke in Lüdersdorf mit ihren feinen Reliefmedaillons. Wen zwingt nicht das kleine Kirchlein in Schulzendorf in seinen Bann, das wie ein Stück alter Ritterburg trutzig aufragt und gewiss seiner Entstehung nach in sehr ferne Jahrhunderte zurückreicht oder wen entzückt nicht das ganz schlichte, aber echt märkische Alt-Wriezener Kirchlein, wenn es sich im Frühjahr gleichsam aus einem riesigen Fliederstrauch erhebt. Doch es würde zu weit führen und hieße, im Grunde schon Gesagtes wiederholen, wollte ich versuchen, all das Schöne und Interessante unserer Kirchen zu zeigen, denn nicht zum Genuß, sondern zur Pflege und Erhaltung wollen diese Zeilen aufrufen. Wie überall, so hat auch hier die furchtbare Inflationszeit tiefe Wunden geschlagen. Längst notwendige Reparaturen mußten unterbleiben. Der Verfall nahm seinen Anfang. Manche Glocke fehlt noch, manche Orgel verstaubt und verrostet, weil ihr die Pfeifen genommen sind, viele Altar- und Kanzelbekleidungen sind in einem höchst unwürdigen Zustande, um herrliche Fenster, schöne Bilder, Kruzifixe und Leuchter schlingen sich häßliche Spinnenweben und durch zerbrochene Scheiben pfeift der Wind. Darum ans Werk! Und wenn es zunächst nur mit

einer Generalreinigung ist. Es gibt in jeder Gemeinde genug Frauen, die ihre Kirche so lieb haben, daß sie hier hilfreiche Hand anlegen. Dann die zerbrochenen Fenster erneuert, diese grimmigsten Feinde jeder Innenausstattung. Man glaubt gar nicht, welche verheerenden Wirkungen von einer zerbrochenen Scheibe oder einem fehlenden Dachziegel ausgehen. Patronate und Gemeindegemeinderäte, die hierfür den Beutel auftun, wird die Freude an dem Geretteten und geschaffenen reichlich lohnen. In Wriezen wurde im vergangenen Jahre nur mit freiwilligen Helferinnen und Materialspenden die ganze Kirche gescheuert, den Winter hindurch arbeiteten mehrere Damen an einer schönen neuen Altarbekleidung und ein bewilligungsfreudiger Magistrat und Gemeindegemeinderat halfen zur Erneuerung von zwei ganzen Frontreihen lose und brüchig gewordener Fensterscheiben. Wenn in jedem Jahre etwas wiederhergestellt wird, dann werden unsere Kirchen auch kommenden Geschlechtern noch Erbauungstätten sein. Fangen wir nur erst einmal an mit einer sorgfältigen und liebevollen Pflege unserer Kirchen, dann werden wir auch erkennen, in welcher Gefahr sie sind. Kulturell ist die Erhaltung dieser zum Teil ältesten ehrwürdigen Zeugen der Vergangenheit eine Pflicht, religiös gedacht aber ein Tatbeweis des Wortes: "Herr, ich habe lieb die Stätte Deines Hauses und den Ort, da Deine Ehre wohnt!"

Konrad Mrusek

Vom Zeitgeist nicht entmutigen lassen

Das noch nicht so langjährige FAK-Mitglied Konrad Mrusek im Gespräch mit den beiden Gründungsmitgliedern Angus Fowler und Bernd Janowski

Konrad Mrusek ist Journalist und einer der Regionalbetreuer des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg.



Impressionen von der ersten Exkursion des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg in den heutigen Landkreis Potsdam-Mittelmark am 5. Mai 1990, dem Tag nach der Gründungsversammlung (Kemnitz – Meßdunk – Petzow – Bagow); Fotos: Bernd Janowski

Jeder Verein, der genauso alt ist wie die deutsche Einheit, kommt in diesem Jubiläumsjahr um eine Bilanz nicht herum. Auch wir fragen uns, ob die Wende in materieller und ideeller Hinsicht ein Erfolg war – und wie dauerhaft das Resultat ist, wenn man ein paar Jahre in die Zukunft blickt. Denn mögen auch inzwischen viele Dorfkirchen dank der Vereinigung in einem baulich schönen Zustand sein, so sind sie leider zugleich „schön“ leer, weil sich außerhalb des Berliner Speckgürtels in dramatischer Weise das Land entleert. Was machen wir mit all den schönen Kirchen, wenn die Gemeindereligiosität verdampft und Landpfarrer zu Reise-Seelsorgern werden, die zwischen 20 Dörfern hin und her pendeln?

In deutschen Vereinigungs-Bilanzen gibt es oft Bewertungs-Differenzen, weil man in Ost und West anders rechnet. Gilt dies womöglich auch für den Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg? Schließlich vereinigt der Verein Menschen aus beiden Himmelsrichtungen. Wenn man die beiden Gründungsmitglieder Angus Fowler (Wessi, weil aus Marburg, aber laut Pass Brite, seine Familie stammt aus Schottland) und den „Ossi“ Bernd Janowski nach ihrer Bilanz befragt,

dann liegen diese nur in Nuancen auseinander. Beide formulieren den Satz „Wir sind zufrieden“, wobei Fowler noch das Wörtchen „sehr“ hinzufügt. „Wir hätten vor 25 Jahren nicht geglaubt, dass wir so viel erreichen können“, versichert Janowski, der seit etlichen Jahren Geschäftsführer des Vereins ist. „Die deutsche Einheit war auch für die 1400 Dorfkirchen Brandenburgs ein historisches Glück. Es war ein Wettlauf gegen die Zeit. Noch ein paar Jahre DDR, und wir hätten an etlichen Stellen nur noch den Kirchen-Schutt wegräumen können.“

Die Idee zur Gründung eines Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg (FAK) wurde zwar im Osten geboren, doch es gab einen wichtigen West-Import durch den FAK in Marburg, der bereits 1973 gegründet worden war. Dieser hatte, anfangs gegen heftigen Widerstand von Kirche und Staat, etliche hessische Fachwerkkirchen vor dem Abriss gerettet. „Ohne das Marburger Vorbild hätten wir nicht angefangen“, sagt Janowski. Nicht wenige der etwa vierzig Menschen, die sich am 4. Mai 1990 im Ostberliner Club der Kulturschaffenden trafen, waren nicht nur beeindruckt vom kämpferischen Erfolg der

Marburger, sondern auch davon, dass daran ausgerechnet zwei Ausländer maßgeblich beteiligt waren, der Franzose Jean Chanel und der Brite Angus Fowler.

Obwohl der Förderkreis von der Landeskirche anfangs nicht sonderlich unterstützt, sondern eher misstrauisch beäugt wurde, ging er voll Eifer an die Arbeit und profitierte zunächst vom Mitleidsbonus, der den Dorfkirchen im Osten zugutekam. Schließlich kannten auch viele Westdeutsche Theodor Fontane und seine märkischen Wanderungen. Die staatlichen und privaten Fördermittel flossen Anfang der neunziger Jahre reichlich, was auch sachlich geboten war, denn bei so mancher Ruine war Gefahr im Verzug. So etwa bei der Dorfkirche von Meßdunk, einem 50-Seelen-Ort unweit der Stadt Brandenburg an der Havel. Als der Bau 1993 fertig saniert war, stellte sich indes im Förderkreis die bange Frage, wer die Kirche denn überhaupt noch brauche – die Gläubigen gingen zum Gottesdienst weiterhin in das benachbarte Dorf Reckahn. Zum Glück bildete sich noch ein Verein für Jugend- und Sozialarbeit, der die Kirche in Erbpacht übernahm. Das war dem Förderkreis eine Lehre: Seitdem gibt



6. Uckermärkischer Orgelfrühling

22. Mai bis 7. Juni 2015

Hauptkonzerte:

Fr, 22. Mai, 19.00 Uhr

Chattin' with Bach, Prenzlau

So, 24. Mai, 19.30 Uhr

Orgel pur, Melzow

Mo, 25. Mai, 17.00 Uhr

Orgel, Bläser und Pauken, Templin

Fr, 29. Mai, 19.30 Uhr

Orgel plus Violine, Göritz

Sa, 30. Mai, 18.30 Uhr

Süddt. und frz. Barock, Angermünde

So, 7. Juni, 15.00 Uhr

Orgel plus Cello, Sternhagen

Sonderveranstaltungen:

Sa, 23. Mai, 16.00 Uhr

Romantische Skizzen, Blindow

So, 24. Mai, 20.00 Uhr

Licht und Klang, Schwedt

Do, 28. Mai, 18.00 Uhr

Orgel zum Ausprobieren, Angermünde

Sa, 30. Mai

Reisen durch die Uckermärkische Orgellandschaft

So, 31. Mai, 11.00 Uhr

Musik auf der Orgelmpore, Angermünde

Di, 2. Juni, 12.00 Uhr

Orgelmatinée zur Marktzeit, Templin

5. bis 7. Juni

BachOrgelWochenende, Templin

Sa, 6. Juni, 15.00 Uhr

Orgel plus Dudelsack, Alt Placht

So, 7. Juni, 10.00 Uhr

Orgelmesse mit Chor, Prenzlau

Orgelführungen:

Mi, 3. Juni Mit Pauken und Trompeten, Angermünde

Do, 4. Juni Mit Pauken und Trompeten, Angermünde

Fr, 5. Juni Orgelführungen für Grundschüler, Gerswalde

Weitere Informationen

Uckermärkische Kulturagentur
Grabowstr. 18, 17291 Prenzlau
Tel. 03984-833974

www.umkulturagenturpreussen.de

er erst dann Geld, wenn es vor Ort Menschen gibt, die sich für ihr Gotteshaus engagieren.

Mitte der neunziger Jahre machte der Förderkreis erstmals größere Schlagzeilen, selbst in der „Bild-Zeitung“. Ursache war ein Abrissantrag für die Leopoldsburger Kirche in Milow bei Rathenow. Sie sollte einem Supermarkt weichen, was der Förderkreis mit Hilfe von Politikern und Medien zu verhindern wusste. Fowler: „Seitdem betrachteten uns die Kirche und die Denkmalschützer mit anderen Augen, wurden wir zu wichtigen Partnern.“ Gleichwohl wirkt die Rettungstat in Milow im Nachhinein etwas zwiespältig – die sanierte Kirche wurde ausgerechnet zu einer Sparkassen-Filiale. „Als Denkmalschützer bin ich stolz, dass der Bau erhalten wurde, doch als Christ habe ich da bis heute Bauchweh“, beteuert Janowski.

Wie wohl jeder Verein hatte auch der Förderkreis seine Krise. Die anfängliche Sanierungs-Euphorie verflog nach ein paar Jahren und die Fördermittel flossen spärlicher. Zudem menschelte es im Vorstand. Die Zahl der Mitglieder schrumpfte; dies wohl auch deshalb, weil etliche Architekten und Handwerker, die freudig beigetreten waren, ihre Hoffnung auf baldige Aufträge enttäuscht sahen. Ab 1998 ging es dann langsam wieder aufwärts mit dem neuen Vorsitzenden Fowler, dem hauptamtlichen Geschäftsführer Janowski, dessen Gehalt die ersten drei Jahre lang übrigens vom Arbeitsamt kam und engagierten Vorstandsmitgliedern. Auch die Robert Bosch Stiftung wurde zum großen Gönner, indem sie im Jahre 2000 die Herausgabe der ersten Ausgabe der Zeitschrift „Offene Kirchen“ finanzierte, die seitdem zu einer Art kulturellem Gütesiegel des Vereins geworden ist. Von 2006 bis 2012 konnte der Verein dann unter dem Vorsitz von Uwe Otzen seine Strukturen weiter festigen. Eine wirksame Regionalbetreuung wurde aufgebaut, die von engagierten Mitgliedern wahrgenommen wird.

Heute kann sich die Jubiläums-Bilanz sehen lassen: Der Förderkreis hat inzwischen knapp 600 Mitglieder, er konnte dank ihrer Beiträge und dank privater Spenden seit der Gründung mehr als 1,3 Millionen Euro für die Sanierung maroder Kirchen vergeben oder in die Restaurierung von Taufengeln, Orgeln oder Altären

stecken. Seit vierzehn Jahren erhalten jährlich fünf lokale Kirchbau-Vereine ein Startkapital von jeweils 2500 Euro. Ferner wurde 2008 in Kooperation mit der Stiftung zur Bewahrung Kirchlicher Baudenkmäler (KiBa) die „Stiftung Brandenburgische Dorfkirchen“ gegründet, die inzwischen über ein Kapital von mehr als 400 000 Euro verfügt und aus den Zinserlösen ebenfalls Zuschüsse zur Sanierung vergeben kann. Für den FAK leiten seitdem Arnulf Kraft und Hans Krag die Geschicke seiner Stiftung.

Müsste der Verein – vor dem Hintergrund seiner Erfolge (er wurde unter anderem 2013 mit dem Deutschen Preis für Denkmalschutz ausgezeichnet), aber auch angesichts der unsicheren Zukunft vieler Dorfkirchen, die für Gottesdienste vielleicht bald nicht mehr gebraucht werden – nicht größer sein? Für Janowski sind die knapp 600 Mitglieder eine stattliche Zahl. Denn man dürfe nicht vergessen, so fügt er hinzu, dass es in Brandenburg etwa 300 lokale Fördervereine in einzelnen Orten gebe. „Wenn man deren und unsere Mitglieder addiert, kommt man auf fast 10.000 Menschen, die sich für brandenburgische Dorfkirchen engagieren.“ Fowler stimmt mit dieser Analyse überein, hält es aber gleichwohl für notwendig, dass sich der Förderkreis mehr um Nachwuchs bemüht. Auch in dieser Hinsicht ist Janowski (noch) entspannter: „Wir haben seit Jahren einen jährlichen Netto-Zuwachs von 25 Mitgliedern, das ist doch nicht schlecht.“

Muss der Verein seine Ziele anpassen, weil die meisten Kirchen saniert und in einem baulich meist guten Zustand sind? Nach Ansicht von Janow-



FAK-Exkursion 2012 nach Lanz (Prignitz);
Foto: Wolfram Friedrich

ski sollte der Förderkreis dies tun, auch wenn ein immenser Erhaltungsaufwand stets Gelder erfordern werde. Er sieht zwei neue Aufgaben: Erstens die Kirchen-Ausstattung retten, für die es derzeit noch keine staatlichen Fördermittel gibt, und zweitens eine Debatte darüber anregen, wie wir mit dem christlichen Kulturerbe umgehen, wenn die Kirche es irgendwann nicht mehr benötigen sollte. Fowler plädiert dafür, ähnlich wie in Großbritannien eine Stiftung zu gründen, die schützenswerte Kirchen übernimmt. Auch die Provinzen in Holland hätten bereits ein ähnliches System. Janowski ist da skeptisch; er hält dies für eine zweiseitige Lösung. Eine derartige Stiftung könnte für die Amtskirche den Anreiz vergrößern, vermeintlich überflüssige Dorfkirchen abzustößen.

„Kirchen gehören nicht allein den Kirchgängern, sondern der gesamten Gesellschaft“, sagt Janowski. Das gelte vor allem für jene seit der Wende sanierten Gotteshäuser, bei denen rund 70 Prozent des Geldes vom Staat, von Stiftungen, vom Förderkreis Alte Kirchen, von lokalen Vereinen und privaten Spendern kamen. Schon dieses Geld verpflichtete die Gemeinden, Kirchen offen zu halten. Fowler hält es für notwendig, dass in einem „Brandenburger Gespräch“ baldmöglichst Staat, Landeskirche, Denkmalpflege und zivilgesellschaftliche Organisationen wie etwa der Förderkreis darüber beraten, was man mit dem reichhaltigen Dorfkirchen-Erbe macht, wie man es etwa über die seltener werdenden Gottesdienste hinaus nutzen kann. „Das ist nicht bloß ein ostdeutsches Problem, es gibt dazu längst eine intensive ge-



FAK-Exkursion 2011 nach Rosow (Uckermark) mit Konzert im Rahmen eines deutsch-polnischen Chorprojektes; Foto: Bernd Janowski

samteuropäische Debatte, an der sich der Förderkreis intensiv beteiligt.“ Die Förderkreise Alte Kirchen Berlin-Brandenburg und Marburg gehörten 2011 zu den Gründungsmitgliedern des Verbandes zur Bewahrung des religiösen Erbes in Europa „Future for Religious Heritage“ mit Sitz in Brüssel und organisierten für diesen Verband im Herbst 2014 eine internationale Fachtagung in Halle (Saale).

Schon bei seiner Gründung hatte der Förderkreis in weitsichtiger Weise neben dem Motto „Retten und Erhalten“ auch die Maxime „Nutzen“ formuliert, weil man voraussah, dass Dorfkirchen als Gottesdienststätten obsolet werden könnten. „Wir wollten niemals eine Umnutzung, sondern plädieren lediglich für Nutzungserweiterungen,“ sagt Janowski. Daher hat der Verein mitgeholfen, mit Musik, Theater und anderen Kulturveranstaltungen den Dorfkirchen mehr Besucher und damit Einnahmen zu verschaffen. Weitere Aktivitäten dieser Art könnten bewirken, dass in den von demographischer Schrumpfung geplagten Dörfern nicht jedes soziale Leben erlischt.

Trotz aller Erfolge in der Nachwendzeit bei der Kirchen-Rettung – fühlen sich die Gründer nicht gelegentlich wie weltfremde Spinner, wenn die Zahl der Gläubigen schrumpft und die Kirche lieber Pfarrstellen auf dem Land kassiert, als ihren großen bürokratischen Apparat zu verkleinern? „Uns ist bewusst, dass wir gegen den Zeitgeist kämpfen“, beteuert Janowski, „aber es geht nicht bloß um die Kirche und um ein Gebäude, es geht um mehr – um ein kulturelles Erbe.“ In seinem Buch

„Die Verzauberung der Welt – Eine Kulturgeschichte des Christentums“ wagt der Theologe Jörg Lauster einen erstaunlich optimistischen Ausblick: „Es ist kleinmütig, allein schon leere Kirchen für den Untergang des Christentums zu halten. Das hieße, das Christentum kleiner zu machen, als es ist. Das Christentum ist mehr als sein Dogma, es ist auch mehr als seine Institutionen, die es hervorgebracht hat.“

Ist das die steile These eines Professors aus dem Elfenbeinturm oder zeigt dies wahrhaft christliche Zuversicht? Fowler teilt die Meinung des Autors: „Auch wenn die Kirchen leer sind, künden sie immer noch von der christlichen Botschaft und der Anwesenheit Gottes.“ Auch Janowski rät zur Gelassenheit: „Wenn zumindest einmal im Jahr ein Gottesdienst in einer vermeintlich nicht mehr benötigten Dorfkirche gefeiert wird, dann zeigt dies, dass dieser Kirchenraum seine ursprüngliche Bestimmung behält in der Hoffnung auf vielleicht bessere Zeiten.“ Zugleich würde er sich mehr Mut zum Experiment wünschen, sofern dies mit der religiösen Bestimmung der Gebäude vereinbar sei.

Als der Schweizer Schriftsteller und überzeugte Agnostiker Max Frisch 1991 in Zürich starb, wollte er die Trauerfeier partout in einer Kirche haben – wenn auch ohne Pfarrer und ohne Segen. Vielleicht überlebt selbst in einem säkularen Zeitalter ein Gefühl dafür, dass bei bestimmten Stationen des Lebens, bei Geburt, Hochzeit oder Tod, ein sakrales Gebäude angemessener ist als ein säkularer Bau. Wäre auch das nicht ein guter Grund, Dorfkirchen zu erhalten?



Sibylle Sperling

Kirchenwege im Havelland

Im Rahmen der BUGA „Von Dom zu Dom“

Enthusiastisch ist er, Michael Duhr, wenn er von seiner, der Buckower Wallfahrtskirche, erzählen kann. Tausende Pilger zog sie zwischen 1475 und 1539 an – als Wallfahrtsort mit einem Wunderbrunnen inmitten des Havelländischen Luchs. Ab Anfang des 19. Jahrhunderts lag das kleine Buckower Kirchlein im Dornröschenschlaf. Jahrzehntlang. Nun wurde es wach geküsst von engagierten Menschen. Prädikant Michael Duhr und ein Förderkreis haben sich vor fünf Jahren auf den Weg gemacht, um die geschichtsträchtige Kirche aus dem 15. Jahrhundert vor dem Verfall zu retten – die historisch bedeut-

same Bausubstanz zu erhalten und der Kultur Platz zu machen. Herumgesprungen hat sich längst, dass im mittelalterlichen Saal der einstigen Wallfahrtskirche an Sommerwochenenden sinnliche Konzerte, reizvolle Ausstellungen und amüsante Lesungen locken. Mitsamt Verköstigung und Kirchenführung, betont Duhr mit Stolz auf das, was die Gemeinschaft seither auf den Weg gebracht hat.

Die Buckower Kirche bei Nennhausen ist eine von den 85 Kirchen, die man im Havelland während der BUGA entdecken kann. Von Dom zu Dom, von Altar zu Altar, von Kirchhof zu Kirchhof – pilgern, wandern, Rad fah-



ren! Selbst mit dem Auto ist es möglich, die „Kirchenwege im Havelland“ zu bereisen. Das Projekt des Vereins Kirche und BUGA 2015 ist bereits im Frühjahr 2014 an den Start gegangen. Tourenvorschläge vom Dom St. Peter und Paul in Brandenburg an der Havel bis zum Dom St. Marien in Havelberg



Große Vorbereitungen: Der hölzerne Kirchturm (hier in Rathenow) als Symbol der kirchlichen Aktivitäten auf der BUGA; Fotos: Kirche und BUGA e. V.

Ein Kurz-Überblick der Angebote zur BUGA an den fünf Hauptstandorten

In **Brandenburg an der Havel** wird am 18. April 2015 im Dom St. Peter und Paul der Eröffnungsgottesdienst begangen. Gleichzeitig feiert das Gotteshaus ein Jubiläum: seine Grundsteinlegung war vor 850 Jahren. Lohnenswert ist ein Besuch der Stadtkirchen St. Katharinen und St. Gotthardt.

In **Premnitz** werden Jugendliche aus Deutschland, Palästina, Israel und Südafrika ein Regenbogenspielgerät bauen. Es soll auch nach der BUGA für Hoffnung, Frieden und Völkerverständigung stehen. Zum Taufgottesdienst ans Havelufer lädt die Gemeinde am 21. Juni 2015 ein. Ein Muss: Der Abstecher in die Gotteshäuser entlang der Alten Hauptstraße.

Auf dem Weinberg in **Rathenow** wartet das Labyrinth – ein altes christliches Symbol für den Lebensweg und die Suche nach Gott. Die geschichtsträchtigen Kirchen der Stadt kann man auf zwei Touren entdecken: beschriftete Steine des Lichtsteinpfades führen über den evangelischen Friedhof zur spätromanischen St. Marien-Andreas Kirche. Auf dem Weg um die Kirche St. Georg befinden sich Gemälde des Kreuzweges Jesu.

In der **Stöllner Dorfkirche** sollen biblische Erzählfiguren zum Austausch und Nachdenken anregen. Das kleine Gotteshaus direkt gegenüber vom Otto-Lilienthal-Centrum stammt aus dem Jahr 1824. Ein besonderes Schmuckstück: Der dreigeschossige Altar aus der Spätrenaissance des Magdeburger Bildhauers Christoph Dehne.

Bischöfe und Generalsuperintendenten aus ganz Deutschland werden im einstigen Bischofssitz Dom St. Marien in **Havelberg** predigen. Ausstellungen, Konzerte und das Prignitzmuseum runden den Dombesuch ab. Familien sind in der Spielarche willkommen: Sie lädt Kinder zum Spielen ein!



Mehrere Gruppen haben bereits Pilgerrouen auf den Kirchenwegen getestet.

und auch Rundkurse sind ausgearbeitet worden – 85 Kirchen auf 550 Kilometern gilt es zu entdecken. Da warten die kleinen Dorfkirchen und die großen Dome, restaurierte Kirchtürme und solche, an denen der Zahn der Zeit nagt, auf zahlreiche Besucher! Gastfreundliche Menschen, Menschen wie Michael Duhr stehen gern bereit, um ihre Kirche zu zeigen, kleine Geschichten zu erzählen, von ihren Bemühungen um den Erhalt zu berichten. Denn die Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO) und ihre ökumenischen Partner möchten zur BUGA mit ihren Besuchern ins Gespräch kommen, zum Verweilen einladen und

deren Sinne anregen. Die havelländischen Kirchgemeinden bereiten sich emsig auf das bevorstehende Großereignis vor: Konzerte, Veranstaltungen und Ausstellungen werden geplant.

In „Gesprächen auf der Gartenbank“ holt BUGA-Pfarrer Thomas Zastrow bekannte Brandenburger aus Politik, Wirtschaft und Kultur auf die Bühne. Er sorgt auch dafür, dass tägliche Mittagsandachten an allen fünf Standorten stattfinden können, und zwar an jedem der 177 BUGA-Tage. Dafür sind direkt auf vier BUGA-Arealen hölzerne Kirchtürme, teilweise mit Pavillon, aufgebaut worden, unter deren Dächern auch kleinere kulturelle Aktionen stattfinden können.



Das Kirchenschiff auf dem Packhofgelände in Brandenburg wird zu täglichen Mittagsandachten und kulturellen Aktivitäten eingeladen. BUGA-Pfarrer Thomas Zastrow und Projektmitarbeiterin Bärbel Böer laden ein.

Mehr Infos unter:

www.kirche-buga-2015.de
und
www.kirchenwege-havelland.de
www.kirchenwege-im-havelland.de

Anzeige

- 63 Zimmer, 3 Ferienwohnungen
- Bowling, Minigolf, Sauna
- Fahrradverleih
- Solarföhre „Gertrude“



HAUS CHORIN
Immenstube & Alte Klosterschänke

Neue Klosterallee 10
16230 Chorin
Tel.: 033366 500 • Fax: 033366 326
www.chorin.de • hotel@chorin.de



Honig-Spezialitäten-
Restaurant „Immenstube“



VCH-Hotel „Haus Chorin“
Preis p.P./Nacht ab 42,- €



Scheunenrestaurant
„Alte Klosterschänke“



„Kloster Chorin“



Erkunden Sie das Kloster Chorin und die offenen Kirchen in der Schorfheide

Elke Kreischer

Reparatur für Fahrrad und Seele

Zahlreiche Gotteshäuser liegen am Wegesrand der BUGA

Elke Kreischer ist Journalistin und Redakteurin des FAK-Mitteilungsblattes „Alte Kirchen“

Wer ab dem 18. April mit dem Fahrrad auf BUGA-Pfaden im Havelland unterwegs ist und dabei unvermutet von einer Panne ereilt wird, muss nicht verzagen: Im Gotteshaus der kleinen Gemeinde Rhinow ist für jeden, der dessen bedarf, ein Reparaturset erhältlich.

Aber auch für die „Reparatur der Seele“ ist dies eine empfehlenswerte Anlaufstelle: Die Kirche bietet Raum für Stille und innere Einkehr. Es wird dort ein Flyer ausliegen, der mit Erklärungen und Gebeten zur individuellen Andacht einlädt.

Wie man sieht, sind Pfarrer und Gemeindemitglieder der 85 Kirchen, die am Wegesrand der BUGA liegen, intensiv dabei, sich auf die Gäste vorzubereiten. Vier der 85 Gotteshäuser haben wir besucht, um uns nach dem Stand der Dinge zu erkundigen.

Die Voraussetzungen dafür, dass Besucher des kleinen Örtchens Rhinow sich das Gotteshaus anschauen können, sind gut: Es ist zwischen 2004 und 2012 instandgesetzt und restauriert worden und eine wahre Augenweide, außen wie innen. Einen wesentlichen Anteil daran hatte der rund 40 Mitglieder zählende „Förderkreis der Stadtkirche Rhinow e.V.“ Pfarrer Hardy Enseleit hofft, dass die Förderer mit der BUGA eine Aufgabe erhalten, die sie herausfordert und neu motiviert.

Jedenfalls ist sichergestellt, dass die Rhinower Kirche zur BUGA freitags bis sonntags offen sein wird. Dann können die Besucher auch etwas über die bemerkenswerten Ausstattungsgegenstände erfahren, etwa die Pietà aus dem 13. Jahrhundert oder den Kanzelaltar mit den lebensgroßen Figuren von Petrus und Paulus. Und natürlich über die instandgesetzte Lütke Müller-Orgel, die während der BUGA auch zu Konzerten genutzt wird. Zu der gastlichen Aufnahme im Gotteshaus werden aber



Stadtkirche Rhinow; Foto: Arnulf Kraft

ebenso ein Kaffee- und Kuchenangebot beitragen.

Im Nachbarort Stölln, der dank des Fluggpioniers Otto Lilienthal bekannter ist, gibt es ebenfalls schon viele Überlegungen, wie sich Kirche und Gemeinde in der BUGA-Zeit präsentieren können. Allerdings hat die Kirche das Pech, dass ausgerechnet

während der BUGA mit ihrer Sanierung begonnen wird. „Ein anderer Zeitpunkt wäre uns natürlich lieber gewesen, andererseits sind wir froh, dass endlich etwas passiert und wollen keinen weiteren Aufschub der Bauarbeiten“, so Wilfried Zachert, Vorsitzender des Förderkreises Dorfkirche Stölln e.V. Der Reparaturbedarf



an der Kirche ist nämlich erheblich. Zwar hat die langjährige Patronatsfamilie von der Hagen, die nach der Wende wieder nach Stölln kam, den Verfall durch den Einbau von neuen Fenstern, die sie stiftete, aufgehalten. Aber Dach und Außenentwässerung sind ebenfalls dringend reparaturbedürftig. „Trotz der Bauarbeiten



Im Turmeingang der Steckelsdorfer Kirche erinnert dieses kleine Denkmal an ein dunkles Kapitel in der Geschichte des Dorfes; Foto: Hans Blackstein

wird die Kirche jedoch für Besucher betretbar und erlebbar sein“, so Wilfried Zachert.

Dass die Stöllner Gemeinde, die wie viele andere in der DDR unter der staatlich gezielt beförderten „Entkirchlichung“ litt, nach der Wende wieder einen deutlichen Aufschwung genommen hat, verdankt sie nicht zuletzt Zuzüglern aus dem Westen, allen voran den Familien von der Hagen und Zachert. Wilfried Zachert kam mit seiner Familie 1996 nach Stölln, weil sein Pachtvertrag in Niedersachsen auslief und er einen anderen Hof suchte, auf dem er als Biolandwirt Charolais-Rinder züchten konnte. Er brachte nicht nur seine landwirtschaftlichen Fachkenntnisse, sondern auch einen festen Glauben mit. Und den wollte er im Osten leben. Deshalb engagierte er sich im Förderverein der Kirche und in der Gemeinde.

Zudem wurden weitere Glaubens-Verbündete gefunden. Die aus Schwäbisch Hall stammende Oberin i.R. Irmtraud Krumrey zum Beispiel (sie hat familiäre Wurzeln in Stölln), die hier jetzt Glaubenskurse gibt und die einen Workshop zur Herstellung biblischer Figuren geleitet hat, die in der Stöllner Kirche zu sehen sind und in der BUGA-Zeit eine besondere Rolle spielen werden. Sie zeigen neun biblische Geschichten, die auf Wunsch von den Kirchenführern erklärt werden. Zu diesen gehören auch Christen aus Baden-Württemberg. Weil sie als Helfer fungieren, kann die Stöllner Kirche die gesamten 26 BUGA-Wochen lang (18.04.-10.10.15) jeweils von Mittwoch bis Sonntag geöffnet werden.

Die 1822 erbaute Kirche von Steckelsdorf, nur wenige Kilometer von Rathenow entfernt, birgt ein dunkles Geheimnis. In ihrem Turmeingang erinnern eine Gedenktafel und ein siebenarmiger Leuchter an jüdische Jugendliche, die in den Jahren des Faschismus auf einem Steckelsdorfer Landgut ausgebildet wurden. Sie sollten danach nach Palästina ausreisen und dort in einem Kibbuz arbeiten. Aber daraus wurde nichts. Die rund 40 Jugendlichen wurden stattdessen in ein Vernichtungslager transportiert, wo ihr Leben endete, bevor es richtig begonnen hatte. Nur sehr wenige von ihnen überlebten den Holocaust. Einer von ihnen, Ezra Ben Gershom, schrieb darüber ein Buch mit dem Titel „David“, das auch verfilmt wurde. Gershom hat Steckelsdorf inzwischen bereits zweimal besucht.

Wie Hans Blackstein, Mitglied des Gemeindegemeinderates, berichtete, wurde die kleine Gedenkstätte in der Kirche in den siebziger Jahren heimlich errichtet, denn bei den DDR-Oberen war der Staat Israel nicht gut angesehen. Deshalb hielt der damalige Gemeindegemeinderat es für besser, die Einweihung nicht an die große Glocke zu hängen.

Hans Blackstein war auch langjähriger Vorsitzender des Fördervereins zum Erhalt der Steckelsdorfer Kirche. Der Verein hat sich 2011, als das Gotteshaus außen und innen einschließlich der Orgel vollständig saniert war, aufgelöst. Zu tun hat Hans Blackstein ungeachtet dessen immer noch genug. Gemeinsam mit seiner Frau bereitet er Veranstaltungen wie Lesungen und Konzerte vor, putzt und schmückt die Kirche vor

Gottesdiensten. Und – er wird in den BUGA-Wochen mit dafür sorgen, dass die Kirche ihre Tür für Besucher offen hält.

Ferchesar, an einem See gelegen und zu den landschaftlich schönsten Orten des Havellands zählend, werden zur BUGA sicherlich viele Menschen aufsuchen. Nicht zuletzt vielleicht auch deshalb, weil ihnen dieser Ort aus dem populären Buch Ilse von Bredows „Kartoffeln und Stippe“ ein Begriff ist.

Als wir in die aus dem Jahr 1735 stammende barocke Kirche kommen, herrscht dort hektische Betriebsamkeit: Freiwillige Helfer des Fördervereins zur Erhaltung der Dorfkirche sind dabei, die in die Jahre gekommene altersschwache Elektroanlage zu erneuern. Auch darüber hinaus ist noch viel zu tun, wie der stellvertretende Vereinsvorsitzende Matthes Mustroph erläutert. Seine Frau stammt aus Ferchesar, hat nach der Wende das bäuerliche Familienanwesen zurückerhalten. „Deshalb sind wir von Hamm nach Ferchesar gezogen, eine Entscheidung, die ich keinen Tag bereut habe“, so der gebürtige Westfale Mustroph.

Auch für die Kirchengemeinde ist das ein Gewinn, denn Mustroph hält nicht nur als Diakon Gottesdienste und entlastet damit den für mehrere Gemeinden zuständigen Pfarrer, er kümmert sich auch um die vielfältigen Instandsetzungsvorhaben. Teeküche und Toilette wurden bereits eingebaut, unabdingbar für die Konzerte und Lesungen, die des Öfteren hier stattfinden. Aber in den Balkenköpfen der Kirche wütet der Schwamm; Dachstuhl, Turm und Haube des barocken Kirchturms harren einer dringend notwendigen Sanierung.

Zur BUGA wird die Kirche jeden Sonntag geöffnet sein. Dann ist auch die Familie Zemlin wieder besonders gefragt, die den Schlüssel verwaltet und immer mit Rat und Tat bei der Sache ist. Die Besucher werden gastfreundlich mit Kaffee und Kuchen empfangen. Geplant ist eine ganz besondere Ausstellung: Der Förderverein ist dabei, alte Familienbibeln im Ort zu sammeln und in der Kirche zu präsentieren. Auch Andachten und Kirchenführungen werden angeboten, bei denen die Schätze des Gotteshauses präsentiert werden, allen voran ein wunderschöner Schnitzaltar aus dem 15. Jahrhundert. Bemerkenswert ferner die kelchförmige Taufe aus weiß gestrichenem Birnbaumholz. Ihre etwas unregelmäßige Form verrät, wel-



Dorfkirche Ferchesar; Foto: Ralf Kuberski



Grabplatte der Familie von der Hagen auf dem Kirchhof in Stölln; Foto: Kirche und BUGA e. V.

che Mühe es offenbar damals machte, sie zu fertigen und das verloren gegangene Original aus Eichenholz zu ersetzen. Ein Zeitzeugnis ganz besonderer Art. Kurz, alle vier beschriebenen Kir-

chen lohnen einen Besuch, zum einen wegen ihrer Ausstattung, aber nicht zuletzt auch wegen der Menschen, die sich so emsig um sie kümmern und denen man hier begegnen kann.

Thomas Langer

Sankt Briccius auf Burg Eisenhardt

Zwei mittelalterliche Burgkapellen in Bad Belzig

Thomas Langer ist selbständiger Diplom-Restaurator in den Fachrichtungen Archäologie und Bauforschung.

Nicht nur Gotteshäuser tragen seinen Namen, sondern gleich ein ganzer Berg, oder besser ausgedrückt, eine Hügelkuppe. Die Rede ist hier vom so genannten Bricciusberg, unmittelbar vor den imposanten Mauern der Burg Eisenhardt in Bad Belzig (Landkreis Potsdam-Mittelmark) gelegen. Die Saale-Eiszeit schuf jenen Höhenzug, der als Ausläufer des Hohen Fläming die Bricciuskapelle und die Befestigungsanlagen trägt. Hoch über der Stadt gelegen, beeindruckten diese Bauten noch heute. Die Jahrhunderte sind nicht spurlos an ihnen vorübergegangen, sondern prägen ihr Äußeres wie auch ihr Inneres nachhaltig. Wer darin „lesen“ kann, erfährt Geschichten, die spannender nicht sein könnten. Selbstverständlich mussten zunächst auch hier die Archäologie und die Bauforschung mit ihren breit gefächerten Methoden umfängliche Vorarbeit leisten, und beide Disziplinen werden auch weiterhin damit beschäftigt sein. Vieles erklärt sich nun oder wird besser verstanden und viele neue Fragen kommen unweigerlich hinzu.

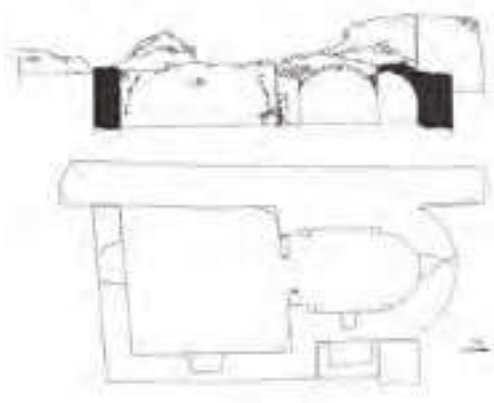
Zu Beginn der 1990er Jahre wurden im Inneren der Burg die Grundmauern einer romanischen Kapelle aufgedeckt. Die Forschung war nun mit zwei vermeintlich zeitgleich existierenden

Burgkapellen konfrontiert, die jedoch deutliche Unterschiede in der Bauausführung aufweisen. So wurde die ausgegrabene Burgkapelle nach dem Grundschema romanischer Sakralarchitektur errichtet. Sie ist gegliedert in Saal, Chor und Apsis und folgt somit dem liturgischen Gedanken der Hinleitung zum Allerheiligsten, dem Altar. Diese allmähliche Annäherung ist durch ihre stufenförmige Gliederung im Inneren und auch außen deutlich erkennbar als *regia habitatio*, das Wohnhaus Gottes. Im Grundschema entspricht dies einem weit verbreiteten Bautyp der romanischen Dorfkirchen, die uns nicht nur im Fläming zahlreich begegnen. Als Baumaterial dienten ausschließlich Findlinge, mit denen sogar der Chorraum kreuzförmig überwölbt war. Zu sehen war der Stein ursprünglich nicht, denn das Mauerwerk trug einen flächigen Kalkputz, der sicherlich durch Farbfassungen ergänzt wurde. Reste davon lassen uns nur ahnen, wie die Kapelle einst aussah. Prägend ist das Erscheinungsbild der Räume in klarer Gliederung und entsprechender Einfachheit. Der Zeitpunkt der Errichtung kann um 1200 liegen. Das relativ große Gotteshaus sowie dessen Alter von immerhin rund achthundert Jahren gaben Anlass, über die vor der

Burg stehende Bricciuskapelle erneut nachzudenken. Immerhin galt diese zuvor als einzige Burgkapelle. Außerdem verwies das mit ihr verbundene Bricciuspatrozinium auf eine Entstehungszeit, die bis in das 12. Jahrhundert zurückreichen kann. Grund dafür ist der im 12. Jahrhundert beginnende deutsche Landesausbau, der besonders in hiesiger Gegend einen niederländisch-flämischen Einschlag erfuhr. Nicht nur der Name Fläming zeugt davon. Auch das Bricciuspatrozinium geht auf flämische Herkunft zurück. Hierbei handelt es sich um den legendären Heiligen Briccius (Brixius, Briccius), der in den Jahren 397 bis 444 Bischof von Tours war.

Der Verdacht lag nahe, in der heutigen Bricciuskapelle vor der Burg nicht den Ursprungsbau zu sehen, der dem heiligen Briccius einst geweiht wurde. Folglich müssen Unterschiede zwischen beiden Kapellen bestehen, die sie zeitlich voneinander trennen. Neben deren verschiedenartiger Lage im befestigten Burgareal sind es vor allem Unterschiede in ihren Bauformen und in der Bauausführung.

Die ausgegrabene spätromanische Kapelle besitzt eine dreiteilige Gliederung, die Bricciuskirche hingegen ist ein ungegliederter Saalbau. Lediglich im 17. Jahrhundert wurde sie durch ein Altarhaus nach Osten etwas erweitert. Ihre Bauform ist wesentlich reduzierter und verweist schon deshalb auf eine andere Bauzeit. Zahlreiche Vergleichsbauten stammen erst aus dem 14. und 15. Jahrhundert. Sie geben deutlich zu erkennen, dass sich die Liturgie und damit die Ansprüche an einen Sakralbau im Verlauf des späten Mittelalters änderten. Dem trägt die Architektur durch eine andere Formensprache Rechnung. Noch genauer wird die Datierung mit der ersten Erwähnung im Jahr 1361, als die Brüder Kuno und Rudolf von Oppen in der „Kirche Sankt Briccius, vor dem Schloss Beltitz gelegen“, einen Marienaltar stifteten. Ausdrücklich wird



Grundriss der romanischen Kapelle auf dem Burghof; Zeichnung Thomas Langer

Postkarte der Bricciuskapelle um 1900; Archiv des Autors

die Kirche vor dem Schloss genannt, vermutlich, um hier zu unterscheiden. Denn die romanische Kapelle hinter den Burgmauern war mindestens bis zum Dreißigjährigen Krieg intakt, wohl aber nicht mehr sakral genutzt. Dies lassen zahlreiche archäologische Gegebenheiten klar erkennen. Somit könnte die Stiftung von 1361 mit dem Kapellenneubau vor der Burg in Beziehung gesetzt werden. Dieses Indiz steht jedenfalls der Bauform nicht entgegen. Vermutlich haben die Herzöge von Sachsen-Wittenberg als Landesherren hier ein Zeichen damals üblicher sakraler Repräsentation gesetzt. So taten es auch ihre Vorgänger, die Belziger Grafen, als sie die romanische Kapelle im Inneren der Burgmauern errichteten.

Beide Kapellen, so unterschiedlich sie auch gebaut wurden, besitzen eine bedeutende Gemeinsamkeit: Sie sind eigenständige Bauten. Solche Kapellen sind ein Charakteristikum wichtiger Burgen mächtiger Territorialherren, die den höchsten Adelskreisen angehörten. Beim niederen Adel finden sich oft Kapellenerker, die aus der Wand eines Gebäudes hervortreten oder manchmal auch nur eine Nische im Inneren als Platz für einen kleinen Altar. Insofern zeigen uns die beiden Kapellen, dass die Belziger Burg ein bedeutender Ort für bedeutende Landesherren war. Die Geschichte lässt sich fortführen, denn den Herzögen von Sachsen-Wittenberg folgen 1423 die Wettiner. Aufgestiegen zu den mächtigsten Fürsten im Reich, inszenieren jene in Belgig ein eindrucksvolles Bauprogramm. So wurde die Burg mit einer frühen Festungsanlage umgeben, wobei der Umbau des Torhauses gleichzeitig zu einem der frühesten Schlossbauten zählt. Dies alles geschah noch im 15. Jahrhundert im Auftrag des Kurfürsten und des Landvogtes zu Sachsen. Mit der Leitung betraute man Arnold von Westfalen bzw. seinen Nachfolger Konrad Pflüger, die zu den fähigsten Baumeistern des ausgehenden Mittelalters zählten. Jenes gigantische Bauprogramm bezog die Kapelle vor der Burg natürlich mit ein. Zwar erfuhr auch die ältere Kapelle im Inneren einige Umbauten, jedoch diente sie nun rein profanen Zwecken. Vielleicht ist deren anderweitige Nutzung bereits in Verbindung mit der im 14. Jahrhundert neu errichteten Kapelle vor der Burg beabsichtigt worden.

Auch die Wettiner setzten im 15. Jahrhundert mit dem Um- oder Ausbau der exponiert neben dem Schloss stehenden Bricciuskirche ein deutli-

ches Signal sakraler Herrscherrepräsentation. Aus dieser Zeit scheinen die starken Pfeiler zu stammen, die ein Hinweis auf die massive Einwölbung des Saales sind. Ob diese jemals ausgeführt wurde, kann momentan nicht mit Sicherheit nachgewiesen werden. An den Giebeln im Dachraum sind ebenfalls Spuren eines Gewölbes vorhanden. Sie gehören augenscheinlich zu einer älteren Bauphase und können als Auflager einer hölzernen Tonne gedient haben. Weiterhin sind die großen spätgotischen Fenster auf der Südseite ein Umbau des 15. Jahrhunderts. Am Mauerwerk ist deutlich zu sehen, dass große Teile neu aufgeführt wurden. Auch das Dach hob man an, indem die umlaufenden Mauern erhöht wurden. Die beiden Traufen erhielten ein Gesims aus Formziegeln. Noch heute besitzen sie Putz- und Farbreste des ausgehenden Mittelalters. Ebenso sind solche Reste an den Wandflächen und südlichen Fensterlaibungen zu finden. Gleichartige Spuren begegnen uns gegenüber an den Mauern der Wehranlage. Ein Zusammenhang mit den Um- und Neubauten von Schloss und Festung ist offensichtlich. Die Nordseite hingegen erfuhr keine derart umfassenden Veränderungen. Hier sind noch heute die vermauerten Reste der einst drei schmalen hohen Lanzettfenster zu erkennen. Wohl zu Beginn des 16. Jahrhunderts erhielt die Bricciuskapelle das kleine, auf der Ostseite angefügte Altarhäuschen mit dem Turm.

Eine Federzeichnung aus dem Jahr 1626, die Wilhelm Dilich (1571–1650)



*Bricciuskapelle von Süden 2014;
Foto: Manfred Langer*

im Auftrag des Kurfürsten fertigte, überliefert uns die älteste bekannte Stadtansicht Belzigs. Darauf sind alle Bauwerke mit ihren gestalteten Fassaden frei einsehbar und kommen aus den wesentlichen Blickrichtungen und Zufahrtswegen angemessen zur Geltung. Hoch über der Stadt und am Kreuzungspunkt überregionaler Verkehrswege gelegen, beherrschte das äußerst repräsentative und für die damalige Zeit hochmoderne Gebäudeensemble das Umland.

Auch wenn sich die Bricciuskapelle heute hinter dem vielen Grün zu verstecken scheint und ihr „Gewand“ etwas gealtert ist, so hat sie an Ausstrahlungskraft kaum eingebüßt. Im Hinblick auf ihre einstige und heutige Bedeutung hat sich jüngst ein Personenkreis zusammengefunden, der sich ihre behutsame Sanierung und Restaurierung zur Aufgabe gemacht hat. Dies verdient Dank, Anerkennung und Unterstützung.



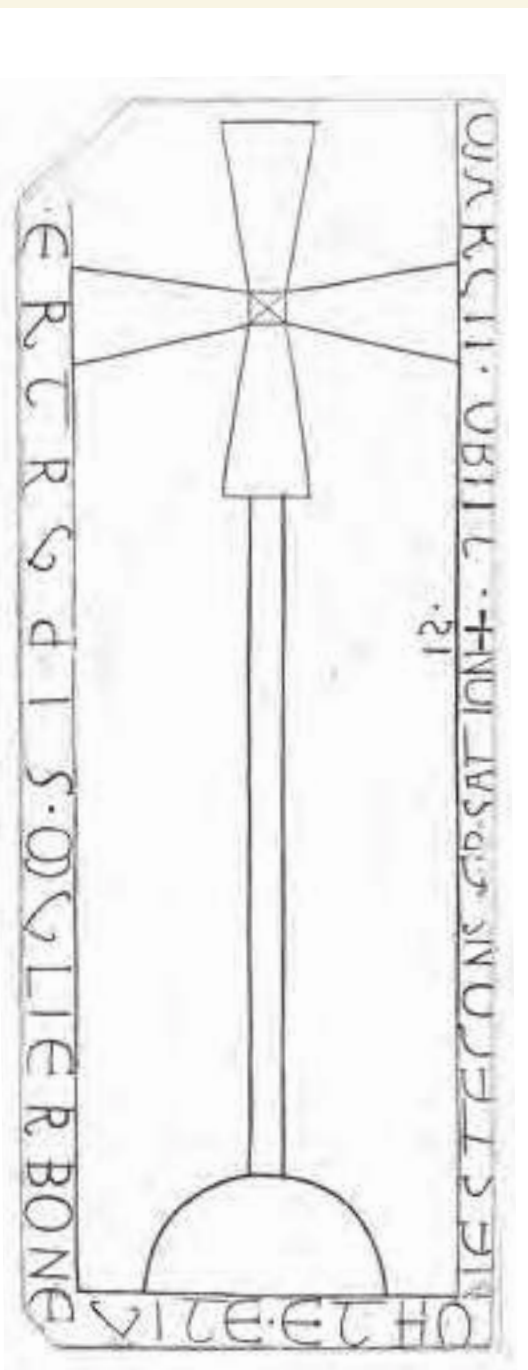
*Ausschnitt des Stadtpanoramas von Belgig, Federzeichnung von Wilhelm Dilich um 1626;
Archiv des Autors*

Karl-Heinz Priebe

Gräber in der Nähe der Heiligen

Mittelalterliche Grabplatten in der Mark Brandenburg

Prof. Dr. Karl-Heinz Priebe ist Ägyptologe und beschäftigt sich seit Jahren mit mittelalterlichen Grabdenkmälern.



Grabplatte der Gertrudis in der
Dorfkirche Buckau;
Zeichnungen Karl-Heinz Priebe

Die Bestattung im Kirchengebäude geht zurück bis in die frühchristliche Zeit. Den Anstoß gab die Sorge um das Seelenheil. Als „Blutzeugen“ des Glaubens galten die Märtyrer als unmittelbar mit Christus vereint und als Fürbitter an seinem Thron. Die ältesten Kirchen waren solche über Märtyrergräbern, über denen die Altäre errichtet wurden. Ihnen gleich galten später auch die Zeugen exemplarischer christlicher Lebensführung als Heilige, und da jeder Altar Reliquien zu beherbergen hatte, füllten sich die Kirchen mit in die Erde eingesenkten Sarkophagen und Gräbern von Menschen, die die Nähe des „Heiligen“ suchten. Die Kirche hat eine solche Nutzung lange, aber ohne Erfolg bekämpft. Zugestanden wurde das Anrecht auf ein Grab im Kirchenraum den Königen als von Gott erwählt und gesalbt, sowie Bischöfen und Äbten, nicht ausschließen mochte man Priester oder Gerechte ihrer großen Verdienste wegen. Zu den Verdiensten zählten die Förderung des kirchlichen Lebens und seiner Institutionen durch „Stiftungen“ vielfältiger Art. Die Gründung eines Klosters konnte Angehörigen der merowingischen Adelselite sogar selbst den Rang von Heiligen einbringen. Man nennt sie „Adelsheilige“, so z.B. eine Chrodoara, die um 560 geboren wurde und deren Sarkophag in der Stiftskirche von Amay in Belgien das älteste mir bekannte mittelalterliche Grabbild schmückt.

Die Kirche übernahm die Verpflichtung der Fürbitte für das Seelenheil der Verstorbenen. Art wie Aufwand des liturgischen Gedenkens, zumindest am Jahrestag des Todes, wurden vertraglich festgelegt. Das wiederum zog das Bedürfnis der Präsenz in Gestalt des Stifterbildes, wenigstens der sichtbaren Grabstätte, nach sich. Das (Stifter)bild war zugleich Nachweis der Rechtmäßigkeit des Eigentums an der Stiftung. Sargdeckel und Bodenplatten über den Grabstellen blieben lange Zeit anonym, aber üblich wurde

nach dem Vorbild der Buchmalerei ein gern ornamental verzierter umlaufender Bildrahmen um ein leeres oder lediglich mit Heilssymbolen oder auch Hinweisen auf den Stand des Toten versehenes Bildfeld. Geradezu vorherrschend wurde ein Kreuz in einer besonderen Form, die das Kreuzzeichen auf einen langen Stab setzte, der auf einem Kreisbogen aufsaß. Es ist das Lebensbaumkreuz: Die mittelalterliche Theologie sah in alttestamentlichen Aussagen und Prophetien die Vorwegnahme von den im Neuen Testament bezeugten Tatsachen des Heilsgeschehens als deren Erfüllung und Entsprechung. So war in dieser Vorstellung der Lebensbaum des Paradieses die Vorwegnahme des Kreuzes als des lebensspendenden Holzes in einem neuen Paradies, symbolisiert in der Gestalt des Golgathahügels als des Paradieshügels, auf dem sich das Kreuz erhebt. In zahlreichen Variationen von Kreuz, Stab und Bogenfeld ist dieses Symbol auf Grabplatten aller Stände, auch von Königen, in manchen Regionen bis zum Ende des 15. Jahrhunderts zu finden. Für das Gebiet der Mark sind vier Platten mit diesem Symbol bekannt, drei haben sich erhalten. Gedenkinschriften, auf dem Bildrahmen umlaufend, nennen außer Angaben zur Person zunächst nur den Todestag.

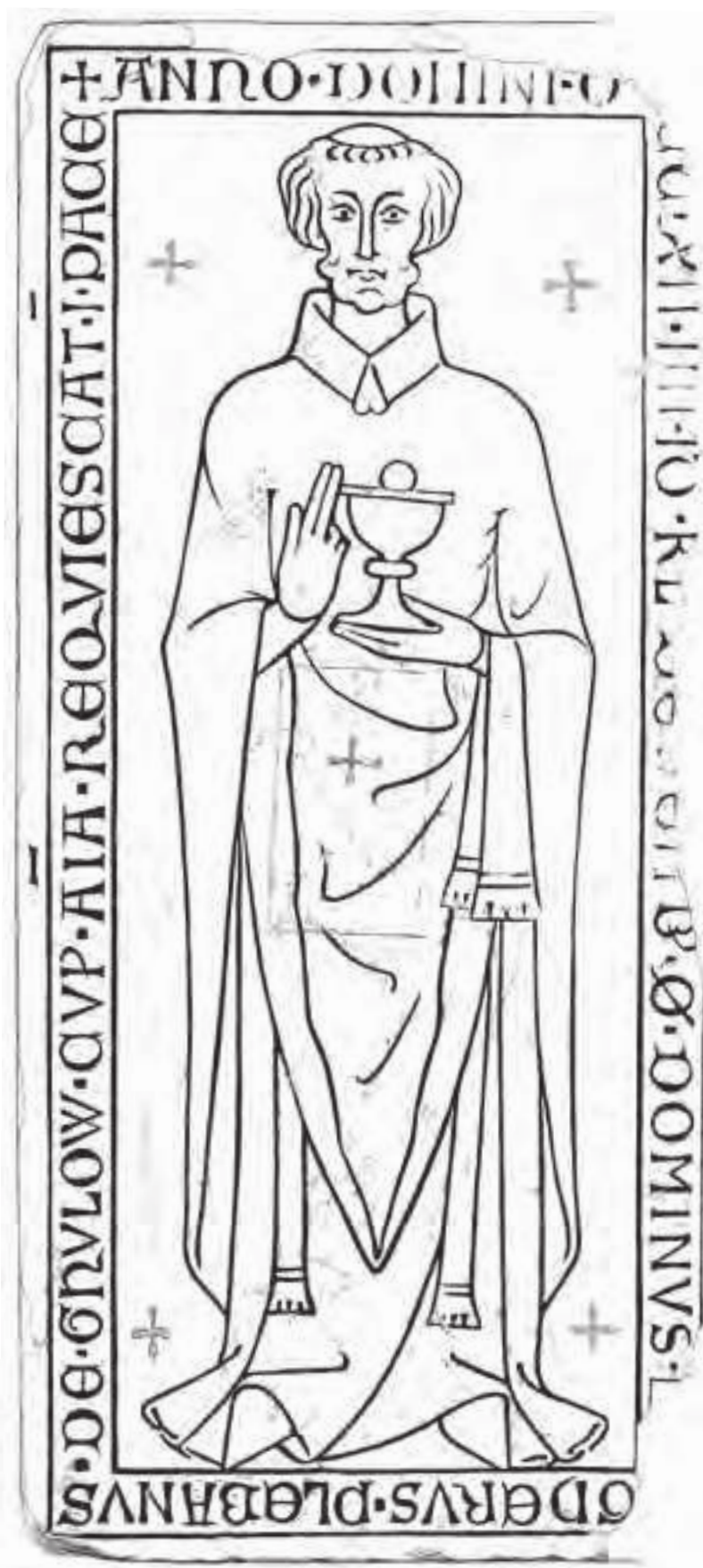
Das Bild des Verstorbenen wird nach und nach üblich seit dem 11. Jahrhundert, nicht nur in schlichter Linienzeichnung (die gebräuchliche Bezeichnung als Ritzzeichnung [„Ritzgrabplatte“] ist irreführend und beleidigend angesichts der meist sehr sorgfältigen Steinmetzarbeit), sondern auch im Flach- oder Hochrelief, ohne grundsätzliche Differenzierung nach Stand der Person und der Größe der gestifteten Leistung. Eine besonders aufwendige Gestalt erhielt das Grabmal, wenn die Platte auf einen kastenartigen Unterbau gesetzt wurde (Hochgrab, Tumba).

Im Gegensatz zu den romanischen Ländern wird der Verstorbene

in Deutschland mit wenigen Ausnahmen nicht als Toter, sondern als Lebender, zumeist frontal stehend oder leicht zur Seite gewendet, dargestellt mit allen Attributen des Standes, den er ohne jede persönliche Individualisierung repräsentierte – wenn auch mitunter porträthafte Züge nahezuliegen scheinen. Aufmerksamkeit verdient, dass Kennzeichen nicht fehlen, die den Verstorbenen als bereits erlöst den Heiligen zuordnen, etwa auf der ältesten Grabplatte eines Propstes im Dom zu Brandenburg an der Havel, dessen Haupt mit einem Nimbus („Heiligenschein“) dargestellt ist [Petrus v. Thure, † 1283]. Engel tragen die Seele gen Himmel, die Hand Gottes erscheint segnend über dem Haupt des Erlösten, Engel betten sein Haupt auf Kissen oder spenden ihm Weihrauch, [vgl. die Platte des Laienbruders Heinrich Vritzen, † 1380, Brandenburg, Dom] oder er tritt triumphierend Tod und Höllendrachen unter seine Füße [Tumbadeckplatte des Bischofs Dietrich † 1472, Ziesar; Bischof Johann VII., † 1455, Fürstenwalde]. Und sogar die vier Evangelistenembleme, die sonst Christusdarstellungen oder Christussymbole begleiten, stehen häufig an den Ecken von Grabplatten [Platte des Bischofs Joachim von Bredow, † 1507, Brandenburger Dom; des Markgrafen Otto VI., Lehnin; eines Abtes, † 1470?, Chorin].

Die Zisterzienserklöster Lehnin und Chorin der askanischen Markgrafendynastie haben lediglich in Lehnin die Grabplatte Ottos VI., † 1308, bewahrt. Das künstlerisch außerordentlich hochstehende Reliefbildnis des Verstorbenen als Mönch wurde wohl aber erst in der Mitte des 15. Jahrhunderts geschaffen. Die Wittelsbacher und Luxemburger Markgrafen haben kaum Veranlassung gehabt, Grablegen in der Mark zu begründen, ebenso wenig die ersten Generationen der Hohenzollern, die ja meist in ihrer fränkischen Heimat residierten. Erst Johann Cicero, † 1499, und sein Sohn Joachim I. sind in Lehnin bestattet worden. Das Grabmonument des ersteren aus der Vischerschen Werkstatt in Nürnberg ist nach der Reformation in die damalige Franziskanerklosterkirche in Berlin überführt worden.

Die reichsunmittelbaren Grafen von Lindow-Ruppin hatten ihre Grablege in der Klosterkirche in Neuruppin; von den Grabinschriften sind Abschriften überliefert. Nur Ulrich II., † 1356, wurde im Kloster Leitzkau bestattet, seine Grabplatte ist erhalten.



*Grabplatte des Jünglings
Heinrich in der Stadtkirche
Wiesenburg*



Grabplatte für fünf Kinder des Stendaler Patriziers Marten Klotzen in der Dorfkirche Knoblauch



Grabplatte des Pfarrers Lutger in der Dorfkirche Gulow

Burggraf Wilhelm von Cottbus, † 1307, stiftete als Grablege der Familie das Cottbuser Franziskanerkloster. Für ihn und seine Gemahlin, † 1319, ist Mitte des 14. Jahrhunderts eine Tumba geschaffen worden, sicherlich auch hier als Beweis der Legitimität der Stiftung. Erhalten ist die Deckplatte mit den Hochrelieffiguren des Ehepaares auf Löwen stehend. Der Gatte legt seinen Arm um die Schulter der Gemahlin.

Die älteste nachweisbare bischöfliche Platte im Brandenburger Dom, spätestens Mitte des 13. Jahrhunderts entstanden und seit der Mitte des 19. Jahrhunderts verschollen, trug das Lebenskreuzsymbol. Eine zweite Platte mit diesem Symbol ist vor einigen Jahren als Türschwelle

in der Brandenburger Petrikapelle entdeckt worden. Sie ist in engem Zusammenhang mit einer ganz ähnlichen Platte in Leitzkau zu sehen, die vermutlich für den Brandenburger Bischof Wigger, † 1161, bestimmt war. Die Brandenburger Platte mit einer Höhe von nur 126 cm müsste über einem Kindergrab gelegen haben, aber auch an ein Eingeweidegrab für Wigger wäre zu denken, das bereits aus anderen Gründen vermutet worden ist.

Von den in den drei kurmärkischen Kathedralen erhalten gebliebenen Grabmonumenten der Bischöfe und Domherren sind als bedeutende Kunstwerke zwei Hochreliefplatten in Brandenburg an der Havel [Dietrich v. d. Schulenburg, † 1393; Ste-

phan, † 1459] zu nennen. Eine dritte ist leider so gründlich abgetreten, dass die Qualität der Bildhauerei nur noch zu ahnen ist [Joachim v. Bredow, † 1507]. In Havelberg erhielt Bischof Johannes Wöpelitz, † 1401, das einzige erhaltene Hochgrab, direkt über seiner noch sichtbaren schlichten Grabplatte. Die Alabasterfigur des Bischofs auf der Deckplatte ist wahrscheinlich die Arbeit einer Prager Werkstatt, gestiftet von zwei Domherren, deren Figuren (jetzt kopflos) an einer Seitenwand der Tumba angebracht sind.

Erhalten hat sich die Deckplatte der Tumba des Brandenburger Bischofs Dietrich von Stechow, † 1472, der sich in der von ihm erbauten Kapelle der Residenzburg Ziesar bestat-

ten ließ. Später abgelegt im Boden der Kapelle und endlich zu Treppenstufen zerteilt, lässt die Flachrelieffigur des Bischofs auch hier kaum noch die Qualität der Bildhauerarbeit erkennen.

Als einzige ihrer Art in der Mark ist zu beachten die aus neun Messingplatten zusammengesetzte Grabplatte für Bischof Johann v. Deher, † 1455, im Dom zu Fürstenwalde mit der gravierten Darstellung des Bischofs unter einer detailreichen Arkade. Übergehen muss ich hier die zahlreichen schlichten „Ritzgrabplatten“ von Bischöfen und Domherren in Brandenburg und Havelberg, die mit dem 16. Jahrhundert von Flachreliefplatten abgelöst werden. Vielfach mehr oder minder abgetreten sind sie zum Teil bedauerlicherweise im 19. Jahrhundert sachlich und stilistisch wenig einfühlsam überarbeitet worden. Nicht übersehen werden darf hier aber die meisterhafte Linienzeichnung der Platte für Bischof Burchard, † 1348 im Havelberger Dom. Eine Besonderheit sind in Brandenburg Abdeckungen über den Gräbern aus gebrannten Ziegeln. Größere Platten, zumeist vier, liegen in der Mitte mit dem Bildnis, die Umschrift steht auf einem Rahmen von Ziegeln normaler Größe.

Von Anfang an ist in den ostelbischen erzbischöflich-magdeburgischen und askanischen Gebieten auch der dynastische und niedere Adel durch Grabplatten vertreten. Leider nicht genauer zu datieren (um 1200?) und einem bestimmten Personenkreis zuzuordnen ist die Platte mit dem Lebensbaumkreuz als Stufe vor dem Altar in der Dorfkirche Buckau (Potsdam-Mittelmark). Ihre Umschrift enthält nur den Todestag, den Namen und eine kurze Charakteristik der Verstorbenen: [. . .] MARCII OBIIT // GERTRVDIS MVLIER BONE VITE ET HONESTE CONVERSATIONIS „Am ... des März verstarb Gertrud, eine Frau guter Lebensführung und ehrenhaften (öffentlichen) Umganges“.

Die älteste Grabplatte innerhalb der jetzigen Grenzen der Mark mit einer Darstellung des Verstorbenen ist zugleich auch überregional die wohl ungewöhnlichste der Zeit. Erst vor etwa 20 Jahren in der Stadtkirche von Wiesenburg (Potsdam-Mittelmark) aufgefunden, deckte sie das Grab eines Jünglings Heinrich, † 1257, Sohn des Heinrich von [Wiesenburg], des [dapif]er „der Magdeburger Kirche“, das heißt eines

Truchsess (zuständig unter anderem für den Tafeldienst) des Magdeburger Erzbistums, der urkundlich für die Jahre 1247 und 1263 bezeugt ist. Möglicherweise einmalig, mir jedenfalls anderswo nicht bekannt, ist die Darstellung des Toten als Trauernder. Bekleidet mit dem adligen Überrock mit den damals modischen „Scheinärmeln“, ist er ungegürtet noch nicht „Ritter“. Das geneigte Haupt ist an die rechte Hand gelegt – eine Geste, mit der Trauer und Betrübnis allgemein verständlich in der Symbolsprache des Mittelalters zum Ausdruck gebracht wurden.

Allein schon diese beiden Denkmäler bezeugen, mit welcher Selbstverständlichkeit der niedere Adel die Ortskirchen als Begräbnisstätten für sich und seine Familien in Anspruch nimmt. Zu nennen sind zudem die fragmentarische Platte des F. v. Wartenberg, † 1308, die einen Ritter im höfischen Gewand mit Schild und geschultertem Schwert zeigt, und etwa aus der gleichen Zeit die Platte eines weiteren Ritters in der Klosterkirche von Mühlberg/Elbe, dieser ganz im Kettenhemd mit Kapuze und Beinlingen, in der Rechten die Fahnenlanze haltend. In Rüstungen der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts sind gekleidet zwei Ritter v. Kothe, † 1359 bzw. 1383, in der Stadtkirche Ziesar und ein in skurril abstrakt gezeichneter Rüstung dargestellter ritterlicher Jüngling, † 1476, wiederum in Mühlberg. Darstellungen ritterlicher Ehepaare bieten die Dorfkirchen von Golm (Stadt Potsdam), nach 1449, und Zützen (Uckermark), [Christoph v. Krummensee, † 1513], beides Platten mit Flachrelief.

Die ältesten Platten für Dorfpfarrer in der Region sind in Lindau bei Zerbst, 1267, und in Schmetzdorf (Havelland), 1299, erhalten. In Gulow (Prignitz) liegt als Altarplatte die Platte des Pfarrers Lutger, † 1312, eine Darstellung von eindrucksvoller Strenge und zeichnerischer Sicherheit. Genannt werden sollen auch die Platte mit den Bildnissen zweier Pfarrer von 1422 in Wittstock und die beiden Platten für Berliner Patrizier, um 1280 bzw. 1308. Nur das Wappen der Familie schmückt in der Dorfkirche von Knoblauch (Havelland) den Grabstein für fünf Kinder des Stendaler Patriziers Marten Klotzen, der 1516 noch einen weiteren Sohn in Sanne, dem Lehnbesitz der Familie, begrub: Marten hinrick, Jurgen, hans, Ide, marten klotzen kinder sint geu^oesen den got gnedich si.



Konzerte in Kirchen der Uckermark

Samstag, 15. August, 19 Uhr
Maria-Magdalenen-Kirche Templin, Martin Luther Straße 24
Eröffnungskonzert: Vidi Speciosam
 Tiburtina Ensemble (CZ)
 Capella de la Torre (D)
 Musik von Tomás Luis de Victoria und gregorianische Gesänge führen in ein spanisches Frauenkloster um 1600.

Sonntag, 16. August, 15 Uhr
Sablenkirche Prenzlau, Neustadt 41
Canto bello
 Ophira Zakai, Renaissancelaute
 Italienische und französische Lautenmusik

Samstag, 22. August, 16 Uhr
Kirche Herzfelde, Busstraße
Amor et io – Liebesdichtung einst und jetzt
 Vokalensemble «chant 1450» (CH)
 Ori Harmelin, Laute
 Melinda Nadj Abonji
 Madrigale von M. Rampollini und J. Arcadelt, dazu rezitiert Melinda Nadj Abonji Texte von Petrarca und M. Nadj Abonji.

Samstag, 22. August, 19 Uhr
Chorraum der Franziskanerklosterkirche Angermünde
Bach-Konzerte
 Wunderkammer
 Konzerte von J.S. Bach und C.Ph.E. Bach

Sonntag, 23. August, 16 Uhr
Kirche Malchow, Dorfmitte 1
Loing de Vous – aus der Ferne
 Ensemble «La Mouvance»
 Die Musik von Guillaume de Machaut am französischen Hof

Sonntag, 30. August, 15 Uhr
Kirchlein im Grünen Alt Placht bei Templin
A voyage round the World
 George Forster Group
 Musik und Texte zur zweiten Südseereise von Captain James Cook

Sonntag, 30. August, 16 Uhr
Katharinenkirche Schwedt, Oderstraße
Terra Mariana 800
 Vokalensemble Heinavanker (EE)
 Marianische Hymnen und Antiphone, estnische Runen-Lieder

Sonntag, 30. August, 16 Uhr
Backsteinkirche Fergitz, Fergitz 17
Antonio Caldara: Motetten am Dresdner Hof
 United Continuo Ensemble

Samstag, 5. September, 16 Uhr
Kirche Milow
Venezia dolens
 Ensemble Polyharmonique
 Vokalmusik von P.F. Cavalli, G. Legrenzi, G. Rigatti u.a.

Samstag, 5. September, 17 Uhr
Kirche Biesenbrow, Hirtenende
Peteris Vasks und seine Vorbilder
 Preußisches Kammerorchester
 Leitung: James Lowe

Sonntag, 6. September, 16 Uhr
Kirche Altkünkendorf, Altkünkendorfer Straße 20
Der junge Chopin im schlesischen Kontext
 Trio Margaux
 Werke von F. Chopin, J. Elsner und F.X. Gebel



Peter Knüvener

Die Goldene Tafel und ihre Wirkung

Aus Lüneburg, Braunschweig und Hildesheim in die Mark

Dr. Peter Knüvener ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Landesmuseum Hannover. Er promovierte zur spätmittelalterlichen Kunst in der Mark Brandenburg

Die heute zum Bundesland Niedersachsen gehörigen Gebiete wurden viel früher christianisiert als die Mark Brandenburg – von der Altmark einmal abgesehen. Sie gehören damit länger zum römisch-deutschen Reich; der Landesausbau und damit die Gründung von Städten und Klöstern lag schon mehrere hundert Jahre zurück, als die ostelbischen Gebiete der Mark Brandenburg erschlossen wurden. Viele der Siedler kamen aus diesem Nachbargebiet, dem ehemaligen Herzogtum Sachsen. Der „Entwicklungsvorsprung“ war das gesamte Mittelalter hindurch spürbar. Zwar entwickelten sich märkische Städte wie Stendal, Brandenburg, Berlin oder Frankfurt (Oder) prächtig, doch konnten sie nicht mit Großstädten wie Braunschweig, Hildesheim oder Lüneburg konkurrieren. In diesen Städten gab es auch deutlich mehr Pfarrkirchen und vor allem Klöster und Stifte.

Das waren potentielle Auftraggeber für kostspielige Kunstwerke, weshalb diese Städte im Spätmittelalter zu überregional bedeutenden Kunstzentren wurden. Zwar gab es in den größeren märkischen Städten auch Maler und Schnitzer, und die meisten Kunstwerke werden lokal produziert worden sein, doch lässt sich anhand der erhalten gebliebenen Retabel, Skulpturen und auch Glasmalereien gut nachvollziehen, dass die Mark Brandenburg offenbar noch zum Ausfuhrgebiet großer niedersächsischer Werkstätten gehörte und dass von dort aus Künstler einwanderten. Einige dieser niedersächsischen Werkstätten pflegten einen sehr eigenwilligen Stil, der sich leicht wiedererkennen lässt und uns auch in der Mark begegnet – keineswegs nur in der westlich gelegenen Altmark.

Die Lüneburger Goldene Tafel und ihre Wirkung

Eines der Hauptwerke der norddeutschen Altarkunst ist das ehemalige Hochaltarretabel der Benediktinerklosterkirche St. Michaelis in Lüneburg, eine der reichsten und bedeutendsten Abteien auf dem Gebiet des heutigen Niedersachsens. Nach einem im Wesentlichen 1418 abgeschlossenen Neubau der Klosterkirche gab man einen gewaltigen Flügelaltar in Auftrag, für den einige der besten Maler und Schnitzer der damaligen Zeit verpflichtet wurden. Das Besondere dieses Werkes war, dass der Schrein den Kirchen- und Reliquienschatz des Klosters sowie die eigentliche „Goldene Tafel“ aufnahm – ein prachtvolles, mit Goldblech beschlagenes Antependium des 10. oder 13. Jahrhunderts (im 17. Jahrhundert zerstört). Die vier Altarflügel wurden auf das Kostbarste mit Skulpturen und Malereien ausgestattet. Heute befinden sie sich im Landesmuseum Hannover und werden gegenwärtig in einem groß angelegten Forschungsprojekt untersucht. Neben niedersächsischen Malern waren auch solche von auswärts, vermutlich aus Köln, beteiligt. Woher der Schnitzer kam, der die herausragenden Skulpturen fertigte, kann noch nicht sicher gesagt werden. Gerade jene waren es aber, die in der weiteren Region zu einer breiten Nachfolge führten, so auch in der östlich an das Fürstentum Lüneburg angrenzenden Altmark. Für dieses Gebiet – besonders den Salzwedeler Raum – kann man sehr starke Beziehungen zur mächtigen Hansestadt Lüneburg feststellen. Das hat auch damit zu tun, dass dieser Teil der Altmark zum Bistum Verden gehörte und die niedersächsische Salzstadt das urbane Zentrum dieses Bistums war,



Madonna aus der Stephanikirche Helmstedt; Foto: Peter Knüvener

in dem sich die altmärkischen geistlichen Würdenträger immer wieder aufhielten. Altmärkische Klöster wie Diesdorf oder Dambeck hatten Anteile an der Lüneburger Saline, ebenso wie es Lüneburger Ratsgeschlechter wie die von Dassel gab, die Beziehungen zu altmärkischen Klöstern unterhielten. Berühmt ist die Glasmalereistiftung der von Dassel für das Kloster Neuendorf bei Gardelegen aus dem frühen 16. Jahrhundert, für die eine der damals führenden Lüneburger Glasmalereiwerkstätten herangezogen wurde. Ein ausgesprochenes Nachfolgewerk der Goldenen Tafel in der Altmark gab es mit dem Hochaltar der Salzwedeler Katharinenkirche, der sich seit dem späten 19. Jahrhundert als Hochaltarretabel im Dom zu Frank-



Madonna aus dem Retabel von Langnow (Prignitz), jetzt im Stettiner Nationalmuseum; Foto: Nationalmuseum Stettin

furt am Main befindet. Zwar zeigt der Schrein dort einen Kalvarienberg und Passionsszenen, doch die Apostelfiguren in den Altarflügeln – leider sind nur noch fünf original erhalten – sind vereinfachte Wiederholungen der Lüneburger Goldenen Tafel, besonders schön zu studieren bei den Skulpturen Johannes des Evangelisten mit seiner sehr prägnanten schildartigen Gewandkomposition. Allerdings dürften die Salzwedeler Figuren trotz ihrer sehr guten Qualität kaum vom Schnitzer der Figuren der Goldenen Tafel selbst stammen, denn die Formen sind vereinfacht und auch in der Schnitztechnik unterscheiden sich die Werke deutlich, doch zeugen sie von der Aneignung der sicher schon damals berühmten Skulpturen durch

lokale Werkstätten. Ob das Salzwedeler Retabel in der Altmark geschnitzt wurde oder in Lüneburg, ist noch nicht klar. Rezeptionen anderer Figuren der Goldenen Tafel findet man in sehr bemerkenswerten Steinfigurenzyklus der Salzwedeler Marienkirche. Der Heilige Georg ähnelt in einigen Rüstungsdetails, dem Drachen zu seinen Füßen wie auch in der gesamten Haltung auffällig dem entsprechenden Ritterheiligen aus Lüneburg. Bei den Steinfiguren wird man letztendlich von einem niedersächsischen Import auszugehen haben.

Werke der Braunschweiger Massenproduktion in der Prignitz

Wohl von noch größerer Bedeutung als Kunstexporteur als Lüneburg war die Stadt Braunschweig. In der Altmark lassen sich zahlreiche Retabel mit den dortigen Werkstätten verbinden, allen voran das prächtige Hochaltarretabel der Salzwedeler Marienkirche. Doch auch in andere märkische Landschaften fanden die Kunstwerke Eingang, besonders in die Prignitz. Eine Gruppe bezüglich der Konstruktion, des Skulpturenstils und des Maßwerkornaments dort bilden die Retabel aus Langnow (die Altarflügel vor Ort, der Schrein heute im Stettiner Nationalmuseum), Söllenthin, Klein Lüben (heute im Stadt- und Regionalmuseum Perleberg) und Helle, alle um 1500 zu datieren. Innerhalb der Mark finden sich keine verwandten Werke, wohl aber im zentralen Niedersachsen. Die überlebensgroße Madonna in der Helmstedter Stephanikirche, 1501 datiert, erscheint in allen kompositorischen Einzelheiten wie eine große Schwester der Madonnen aus Klein Lüben oder aus Langnow. Man vergleiche nur die Gesichter der Marienfiguren, die Jesuskinder oder die Gewandfaltemotive! Ebenfalls zu nennen wäre eine thronende Madonna aus Kloster Wienhausen. Die kleinen Retabel sind Werke guter Qualität, aber keineswegs extravagant. Auch märki-



sche Werkstätten – etwa in Brandenburg oder Stendal – waren in der Lage, Vergleichbares zu liefern, weshalb sich die Frage nach den Gründen für den Kunstimport stellt. Waren die Braunschweiger Werkstätten aufgrund von Rationalisierung preisgünstiger als die märkischen Konkurrenten? Oder genossen sie durch hochrangige Werke wie den etwa zeitgleich errichteten Salzwedeler Altar einen besonders guten Ruf?

Extravagante Werke Hildesheimer Künstler in der Mark

Etwas anders muss es mit einige Jahre später erfolgten Importen oder Beeinflussungen auf sich haben. Im zentralen Niedersachsen, vielleicht ausgehend von Hildesheim, setzte sich kurz nach 1500 ein äußerst prägnanter Stil durch, der vermutlich von mehreren Werkstätten getragen wurde. Er besaß einen hohen Wiedererkennungswert und wurde sicher als etwas Neues wahrgenommen, vergleichbar etwa mit dem Stil Tilman Riemenschneiders aus Würzburg oder Lucas Cranachs aus Wittenberg, die beide auch immensen Einfluss auf die Mark und auf ganz Norddeutschland ausübten. Auch in Hildesheim setzten sich in der Schnitzerei porträtartige und charaktervolle Gestalten durch, die in wild komponierte und extravagant geschnitzte Gewänder gekleidet waren – welch ein Unterschied zu den eben noch betrachteten gleichförmigen Retabeln Braunschweiger Provenienz! Solche Skulpturen findet man in der Mark besonders im Stendaler Raum – das Hauptwerk sind die Marienkrönung und das Triumphkreuz der Jacobikirche – doch auch weiter östlich. Ein kleines Anna Selbdritt-Relief aus Berlin-Wartenberg (jetzt im Märkischen Museum) gehört ebenso dazu wie das Epiphanielief des Retabels im Uckermärkischen Brist oder die herausragenden Skulpturen des Hl. Jakobus d. Ä. und der Hl. Magdalena aus Bertikow bei Prenzlau.

Jakobus in der Dorfkirche Bertikow; Foto: BLDAM



Landschaftsdetail von einem Altarflügel aus der Hildesheimer Pauluskirche, jetzt im Landesmuseum Hannover; Foto: Peter Knüvener



Landschaftsdetail aus dem Rosenkranzepitaph in der Gertraudenkirche Frankfurt (Oder); Foto: Peter Knüvener

Nicht weniger prägnant in seinem Stil war ein etwa zeitgleich in Hildesheim tätiger Maler, der eine ganze Reihe von leicht wiedererkennbaren Werken schuf. Besonders auffällig ist seine Liebe zum Detail: Seine Gemälde sind mit einer überbordenden Fülle angereichert, die den Blick auf das Wesentliche fast zu verstellen scheinen und die doch in seiner Zeit äußerst beliebt gewesen sein dürften. In den Bildern der Heilsgeschichte aus der Hildesheimer Pauluskirche (jetzt im Landesmuseum Hannover) werden die Kompositionen – die in groben Zügen Grafiken Albrecht Dürers folgen – mit Putten und scheinbaren Nebensächlichkeiten geradezu überfüllt. Und dennoch sind sie nicht ohne Reiz, gibt es doch so viele Details zu entdecken und humorige Ideen nachzuvollziehen!

Bevölkert werden die Bilder von liebenswerten Gestalten und nicht von gestrengen, griesgrämig dreinschauenden Heiligen, wie man es vormals oft genug gesehen hatte. Aus dem Franziskanerkloster in Frankfurt an der Oder (heute in der Gertrau-

denkirche) stammt eines der Hauptwerke dieses Malers. Es ist ein für die Familie Wins gemaltes und laut einer kürzlich entdeckten Jahreszahl 1514 fertig gestelltes Epitaph. Es ist von einer verwirrenden Vielfalt und visualisiert als zentrale Komposition den Rosenkranz, einen am Ausgang des Mittelalters stark in Mode gekommenen Gebetszyklus. Der Kranz wird unterbrochen von Medaillons mit Darstellungen aus der Heilsgeschichte. Im unteren „Tortenstück“ steht die Madonna, die die Menschheit unter ihren Mantel nimmt und wieder darunter drei Generationen der Familie Wins. In den Bildzwickeln sind vier Heilige, darunter zwei des Franziskanerordens dargestellt (Bernhardin von Siena und Antonius von Padua). Die Handschrift des Malers ist deutlich wie selten wiederzuerkennen, z.B. in seinen Gesichtern, in seinen eigenartig pastelligen Farbtönen und in der eigenwilligen impressionistisch „tupfigen“ Art, wie er Bäume malte. Auch tauchen in seinen Gemälden immer wieder dieselben Architekturen in der Landschaft auf, als hätte er

sie stets aufs Neue aus seinem Skizzenfundus übertragen.

Auftraggeber war wahrscheinlich Claus Wins. Die Wins gehörten in Frankfurt zu den führenden Geschlechtern, hatten jedoch Verbindungen weit darüber hinaus. Auch in Berlin-Cölln gehörten sie zu den einflussreichsten Patriziern und waren mit anderen Geschlechtern z.B. bis nach Stendal versippt – warum nicht auch bis nach Niedersachsen? Hier stellt sich wieder die Frage, warum man den Auftrag für das Epitaph ausgerechnet nach Hildesheim gab. Besonders in Frankfurt an der Oder gibt es aus der entsprechenden Zeit einen reichen Fundus hervorragender Kunstwerke, die sicher teilweise von lokal ansässigen Künstlern geschaffen wurden. Außerdem gab es traditionell eine enge Verbindung zum schlesischen Breslau, einem der wichtigsten Kunstzentren weit und breit. Es war vielleicht der eigenwillige und extravagante Stil, mit dem man als Kunstmäzen in Erscheinung treten konnte, weil er sich ganz deutlich von den üblichen Sehgewohnheiten absetzte.

Anzeige

EDITION BRAUS BERLIN



39,95
€

**BERLINER KIRCHEN
UND IHRE HÜTER**

Herausgegeben von Kara Huber
Fotografien von Wolfgang Reiher und Leo Seidel
192 Seiten mit 155 Abbildungen, Hardcover
[ISBN 978-3-86228-035-3](https://www.editionbraus.de/ISBN-978-3-86228-035-3)



39,95
€

**DORFKIRCHEN IN BERLIN
UND IHRE HÜTER**

Herausgegeben von Kara Huber
Fotografien von Wolfgang Reiher und Leo Seidel
176 Seiten mit 160 Abbildungen, Hardcover
[ISBN 978-3-86228-099-5](https://www.editionbraus.de/ISBN-978-3-86228-099-5)

Alfred Roggan

„Die große den Wenden, die kleine den Deutschen ...“

Drei Niederlausitzer Städte und ihre evangelischen Doppelkirchen

Dr. Alfred Roggan leitete bis zum Ruhestand die Denkmalschutzbehörde der Stadt Cottbus.



Doppelkirche Vetschau; Foto: Wikipedia

Ideal der „Wortgottesdienste“, dem Predigen in der Sprache der Gemeinde, gefunden werden. So kam es durch den wendischen Anteil an der Stadtbevölkerung bzw. der eingepfarrten Dörfer zur Einrichtung eines vielfältigen Systems städtischer Wendischer Kirchen: Diese städtischen Kirchen konnten sowohl Neubauten wie auch funktionslos gewordene Klosterkirchen oder andere Kirchen sein. Die jeweils größere Sprachgruppe bekam auch die größere Kirche. Im Normalfall war das die deutsche Stadtgemeinde. In Ackerbürgerstädtchen, wie beispielsweise Vetschau oder Triebel, heute polnisch Trzebiel, dominierte jedoch der wendische Bevölkerungsanteil und so erhielten sie die Haupt-Stadtkirchen.

Die Doppelkirche zu Vetschau/Wětošow – „die Große den Wenden, die kleine den Deutschen“

Die heutige Stadt Vetschau (Landkreis Oberspreewald-Lausitz) befindet sich auf der Fläche ursprünglich dreier wendischer Dörfer, deren größtes das bereits 1302 genannte Fetscho mit seiner Kirche war. Davor bestand hier jedoch schon die Wasserburg, die für den Schutz des überregional wichtigen Salzhandelsnetzes und damit für erhebliche Einkünfte der Burgbesitzer bedeutsam war. Zu den bemerkenswerten Besitzern von Burg und Dorfschaften gehörte seinerzeit zweifellos die Familie von Schlieben (1540 – 1688). Diese bemühte sich erfolgreich um die Verleihung des Stadtrechtes (1543) und führte schon in ihrem ersten Herrschaftsjahr (1540) die Reformation ein. Bei der vorherrschenden wendischen Sprache im Burgbezirk und seiner Umgebung wurde so die mittelalterliche Backsteinkirche folgerichtig zur Kirche der Mehrheit, zur

Mancher Leser verbindet den Begriff Doppelkirche mit einem brüderlichen Miteinander katholischer und evangelischer Kirchengemeinden bei der Nutzung eines Gottshauses. Das gibt es tatsächlich in einigen deutschen Ortschaften – hier soll aber von den Doppelkirchen der Niederlausitz berichtet werden. Ihre Entstehung verdanken sie nicht verschiedenen Bekenntnissen, sondern den verschiedenen Sprachen der jeweiligen Gemeinden in den Städten, deren Kirchen teils noch heute

die Deutschen bzw. die Wendischen Kirchen heißen. Diese Kirchen waren einst als ein Bauwerk je Gemeinde, aber in Ausnahmefällen auch als „zusammenhängende Bauwerke mit der Funktion von Doppelkirchen“ für die deutsche und die wendische Gemeinde errichtet worden. Sie sind selten und verdanken ihre Entstehung der Reformation.

Nach der Reformation musste eine neue Form der Kirchenorganisation in Verbindung mit dem evangelischen



Evangelische Stadtpfarrkirche Peitz; Foto Alfred Roggan

„Wendischen Kirche“. Nahezu postwendend wurde der Familie aufgrund ihrer Kenntnis beider Sprachen in zeitgenössischen Berichten der Titel „die Wendischsprachigen von Schlieben“ verliehen. Die Familie ist in der Wendischen Kirche bis heute durch den textreichen und markanten Grabstein des 1686 verstorbenen Standesherrn Eustachius von Schlieben präsent.

Mit dem Zuzug deutscher Händler und Handwerker entstand im Laufe der Zeit der Wunsch nach deutschsprachigen Gottesdiensthandlungen – ein Wunsch, der mit dem Anbau einer kleinen „Deutschen Kapelle“ an die Nordseite der großen Wendischen Kirche umgesetzt wurde. Als das Patronat im Jahre 1689 jedoch durch Verkauf an die Herzöge von Sachsen-Merseburg übergang, legten diese mit einer unverkennbaren Germanisierungsabsicht fest, dass die im 30-jährigen Krieg durch Brand beschädigte kleine deutsche Kapelle abzurechen und durch einen größeren Backsteinbau zu ersetzen sei. Seit dieser Zeit befinden sich die schlichtere Wendische Kirche (1853 mit neoklassizistischen Stilelementen auf altem Fundament rekonstruiert) und die reicher ausgestattete barockzeitliche Deutsche Kirche (erbaut 1690-94) Wand an Wand. Verbunden

worden sind beide annähernd gleich großen Bauwerke durch eine den Ostgiebeln vorgesetzte Sakristei sowie einen „innerkirchlichen“ Durchgang.

Damit wurde ein bereits auch äußerlich gut erkennbares Doppelkirchenprinzip verwirklicht. Bis 1910 blieb die Wendische Kirche die Hauptkirche und deren Pfarrer nahmen gegenüber den Pfarrern der Deutschen Kirche den Rang der Oberpfarrer ein.

Im Vorfeld des aufkommenden Nationalsozialismus hielt Pfarrer Benjamin Bieger im Jahre 1932 den letzten wendischen Gottesdienst und beendete somit eine Jahrhunderte alte Predigtpraxis; erst seit 1995 wird wieder einmal jährlich ein Gottesdienst in wendischer Sprache gefeiert.

Die Kirche in Peitz/Picnjo – ein Bauwerk für die deutsche und die wendische Gemeinde

In der Festungsstadt Peitz (Landkreis Spree-Neiße) befand sich nur eine mittelalterliche Kirche, die jedoch seit der Reformation durch die deutsche und die wendische Gemeinde gleichberechtigt genutzt wurde, unab-

hängig davon, dass zu jeder Gemeinde natürlich ein eigenes Pfarramt gehörte. Zur Mitte des 19. Jahrhunderts zeigte sich das alte Bauwerk so baufällig, dass der Patronatsherr, der preussische König Friedrich Wilhelm IV., einem Neubau zustimmte und einen erheblichen Teil der Kosten übernahm. Es entstand ein interessanter Neubau nach dem Musterbuch „Entwürfe zu Kirchen, Pfarr- und Schul-Häusern“, den der Schinkel-Nachfolger Friedrich August Stüler (1800-1865) im königlichen Auftrag erarbeitet hatte und der von der Königlichen Ober-Bau-Deputation als verbindlich für staatliches Bauen im Königreich Preußen erklärt wurde. So entstanden in Peitz, wie auch in anderen damaligen preussischen Städten antikisierende Basilika-Adaptionen, die zwar im Grundtyp ähnlich, aber je nach Anwendungsort in Größe, Ausstattung und Erscheinungsbild variieren konnten. Der im Mai 1860 geweihte Peitzer Neubau repräsentierte, wie sein Vorgängerbau, zwar im Erscheinungsbild einen einzigen Kirchenbaukörper – von der Funktion jedoch blieb er dem Prinzip der Doppelkirche verpflichtet.

Über Jahrhunderte wurden sonntags zu unterschiedlichen Zeiten sowohl Gottesdienste in deutscher wie

auch in wendischer Sprache gehalten. Diese Praxis wurde bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts eingehalten, danach verstärkte sich der deutschsprachige Anteil innerhalb der Gottesdienstabläufe, um in den 1920er-Jahren zum ausschließlichen Gebrauch zu werden. Heute wird nur noch einmal jährlich ausschließlich in wendischer Sprache gepredigt.

An die Zeit des reichen wendischen Gemeindelebens erinnern noch zwei Abendmahlskelche, die die Inschrift tragen „Gestiftet von der Wendischen Gemeinde 1910“ und die als damaliges Geschenk für die gesamte Kirchengemeinde noch heute in Gebrauch sind. Weiterhin ließ die Gemeinde im Jahre 1999 in der Kunstgießerei Lauchhammer eine Glocke gießen, die in wendischer Sprache den alttestamentarischen Bibelvers trägt: „Swëty, swëty, swëty jo ten kněz Cebaot“ (Jes. 6,3) – zu Deutsch: „Heilig, heilig, heilig ist der Gott Zebaot.“ Die dabei angewandte Schrift ist der des 1709 in Kahren (heute Cottbus-Kahren) herausgegebenen Wendischen Neuen Testaments von Johann Gottlieb Fabricius/Jan Bogumił Fabricius entlehnt worden, der zwischen 1709 und 1726 auch als Oberpfarrer in Peitz Dienst tat.

Die Doppelkirche der Stadt Triebel, poln. Trzebiel – Zeugnis eines alten Sprachgebietes

Bereits im Jahr 1301 wird der Ort, der sich im Schutz einer Burg entwickelte, als lausitzische Stadt bezeichnet. Burg und Stadt Triebel/Trébule (ehemals Kreis Sorau, heute Woiwodschaft Lebus) lagen sehr günstig am Schnittpunkt zweier wichtiger Stra-

Anzeige



Brandenburgische Exkursionen

Entdecken Sie mit uns
Brandenburg und angrenzende Regionen

Kulturhistorische Exkursionen zu Klöstern, Kirchen, Schlössern, Burgen, Parks, Museen usw. In Vorbereitung für das 2. Halbjahr 2015 u. a.:

- Uckermärkische Musikwochen
- 4 Tage südliche Oberlausitz
- Schloss und Kirche in Mirow (Mecklenburg)
- Martin und die Gänse
- Advent auf Schloss Ulrichshusen
- Zwischen den Jahren: Lesung und Orgelmusik im Fläming

Fordern Sie unseren Prospekt (auch für Gruppenfahrten) an:
Dr. H.-J. Pohl, Holteistraße 11, 10245 Berlin, Tel/Fax (030) 29 66 91 89
www.brandenburgische-exkursionen.de



ßen, der Salzstraße und dem Weg von Görlitz über Priebus und Pforten nach Guben. Jedoch blieb ungeachtet des Stadtrechts eine weitgehende Abhängigkeit vom Grundherren bestehen und damit war ein erhebliches Entwicklungshindernis für die Ausbildung des städtischen Gemeinwesens gegeben. Noch 1552 gehörten 43 Bauern bzw. Halbbauern und nur 28 gewerbetreibende Familien zur Bürgerschaft – ein Zahlenverhältnis, das nur wenig verändert bis ins 16. und 17. Jahrhundert bestehen blieb und im gewissen Sinne auch die lange Dominanz der wendischen Sprache, ähnlich wie in der Kleinstadt Vetschau, begünstigte.

Eine weitere Ähnlichkeit zu Vetschau besteht im Vorhandensein einer Doppelkirche. Während jedoch in Vetschau die Deutsche und die Wendische Kirche parallel mit einer gemeinsamen Außenwand gebaut wurden, hat man

in Triebel das System der Doppelkirche anders gelöst: Etwa um 1560 wurde in die mittelalterliche Stadtkirche, unmittelbar hinter dem Kirchturm, ein zweites gewölbtes Kirchenschiff eingebaut. Dieses befand sich nun auch von außen sichtbar, querliegend zwischen der im Kern mittelalterlichen Kirche und dem Turm. Die Hauptkirche stand etwa bis zum Ende des 18. Jahrhunderts der großen wendischen Gemeinde zur Verfügung, während der kleinere „Neubau“ der deutschen Gemeinde diente. In der Doppelkirche wurde aber bereits im späten 18. Jahrhundert mehr und mehr Deutsch als Gottesdienstsprache benutzt. Jedenfalls belegen preußische amtliche Ermittlungen, dass sich zwischen 1846 und 1850 die deutsch-wendische Zweisprachigkeit durchgesetzt hatte und nur noch 0,6 Prozent der etwa 1600 Einwohner nicht die deutsche Sprache verstehen konnten.

Nach 1945 stand die altherwürdige Kirche zwar noch, wies aber starke Kriegszerstörungen auf. Die polnische katholische Gemeinde erbaute in den 1960er-Jahren an dieser Stelle einen Neubau und heute erinnert nur noch wenig daran, dass hier bereits seit Jahrhunderten Gottesdienste in einer anderen, aber verwandten slawischen Sprache gehalten wurden. Nur noch Eingeweihte kennen die Geschichte der Wendisch-Deutschen Doppelkirche zu Triebel.



Doppelkirche und Schule in Triebel (poln. Trzebiel), Postkarte um 1900; Foto: Archiv des Autors

Vergessene Kunstwerke brauchen Hilfe

Spendenaktion zur Restaurierung der Prospektfiguren
der Scherer-Orgel Bernau



Fotos: Bernd Janowski

Viel konnte in den vergangenen zweieinhalb Jahrzehnten für die Erhaltung und Instandsetzung unserer brandenburgischen Dorfkirchen erreicht werden. Oftmals jedoch reichten die vorhandenen Mittel nicht aus, auch das wertvolle Inventar zu sichern und zu restaurieren. Im Rahmen unserer alljährlichen Spendenaktion „Vergessene Kunstwerke“ möchten wir Sie um Ihre Unterstützung für die Restaurierung wertvoller Skulpturen aus dem Prospekt der ehemaligen Scherer-Orgel in der St. Marien-Kirche zu Bernau bitten.

St. Marien in Bernau gehört zu den bedeutendsten historischen Stadtpfarrkirchen der Mark Brandenburg. In ihrem Innenraum hat sich eine überwältigende Fülle an Ausstattung erhalten. Zu den Schlüsselstücken gehörte einst die 1573 von Hans Scherer d. Ä. errichtete monumentale Orgel. Sie wurde bereits 1864 abgetragen, doch haben sich mehrere bedeutende Fragmente ihres Prospekts erhalten, u.a.

geschnitzte Figuren musizierender Engel, aus Medaillons wachsende Köpfe, Ornamente des sogenannten Schleierwerkes und zwei ungewöhnlich geschmückte hölzerne Pfeifen.

Der schon zu seiner Zeit berühmte Hans Scherer d. Ä. (um 1535-1611) entstammte einer bedeutenden Hamburger Orgelbauerdynastie und schuf Instrumente für mehrere große Kirchen Norddeutschlands. Die Bernauer Orgel gehörte zu den frühesten seiner Werke. Ihre Prospektteile zeigen bereits einen sehr charakteristischen Stil mit ausdrucksstarken Figuren und aufwendiger manieristischer Zier.

Bestimmend für die Ikonographie des Bernauer Werks waren die zahlreichen großen und kleinen Engelsfiguren, die vermutlich auf den Türmen des Prospekts standen. Sie halten Musikinstrumente, öffnen wie singend den Mund und sind mit schwingenden Gewändern und bewegten Silhouetten gestaltet, als ob sie ergriffen von der Musik tanzen oder sogar schweben würden. Der größte der erhaltenen Engel hat bewegliche Glieder, die sich während des Orgelspiels, ähnlich wie eine ebenfalls erhaltene Sonnenrosette, bewegten und so eine effektvolle Inszenierung ergaben. Die Engelmusikanten verkörpern die Verknüpfung von himmlischer Musik und irdischer Liturgie und symbolisieren die Bedeutung der liturgischen Musik als ein Gotteslob, das sie mit ihren Instrumenten unaufhörlich aufführen.

Seit ihrem Abbau 1864 wurden die Orgelfragmente in verschiedenen Räumen der Bernauer Marienkirche aufbewahrt; wiederholt gab es Versuche, sie neu zu präsentieren und zu restaurieren. Eine Figur zeigt sich heute vollkommen ohne die ursprüngliche Bemalung, die meisten haben aber ihre originale Bemalung bewahrt, die sich durch zahlreiche versilberte und vergoldete Oberflächen auszeichnet. Durch Beschädigungen und Schmutz ist die Farbfassung jedoch entstellt und in ihrer Erhaltung bedroht. Hinzu kommen Schäden an der Holzsubstanz, u.a. verursacht durch früheren Holzwurmbefall. Wie eindrucksvoll sich die Prospektskulpturen jedoch nach einer Restaurierung präsentieren können, zeigen einige bereits behandelte Teile, die sich als Leihgaben im Haus der Brandenburgisch-Preussischen Geschichte befinden.

Die Kirchengemeinde will nun die konservatorisch bedrohten Figuren des Prospekts sichern und restaurieren sowie alle erhaltenen Fragmente des Schererschen Instrumentes zusammenführen und als wichtigen Bestandteil der herausragenden Ausstattung von St. Marien wieder erlebbar machen.

Wir bitten Sie herzlich um Ihre Unterstützung!

Ihre Spende:

Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V.

Konto-Nr. 3911390

BLZ 520 604 10

IBAN DE94 5206 0410 0003 9113 90

BIC GENODEF1EK1

Kennwort: Orgelprospekt Bernau



Werner Ziems

„... mit einem so schönen Altar ... gezieret ...“

Das Retabel in der Dorfkirche Neuendorf



Werner Ziems ist Amtsrestaurator im Brandenburgischen Landesamt für Denkmalpflege.

das heute noch vorhanden zu sein: Altaraufsatz, Kanzel, Orgelempore, Beichtstuhl; allein schon wegen seiner Größe – es nimmt den größten Teil der Südwand ein – fällt das Patronatsgestühl besonders ins Auge. Zehn Sitze reihen sich in zwei Abteilungen nebeneinander. Auf den Rückwänden sind die Wappen der Ahnen des Stifterpaares, jeweils in der Mitte Sprüche und deren Namen gemalt: „JOBS VON OPPEN“ und „CATHARINA V. BARFVS“ und die Jahreszahl 1615. Zusätzlich ist das Gestühl durch stilisierte Ornamente, sogenannte Mauresken, dekoriert, die sich ebenso an den Brüstungsfeldern der Westempore und dem Beichtstuhl wiederfinden. Bei letzterem tritt das ornamentale Dekor in Verbindung mit lateinischen Texten auf; auch hier erscheint die Jahreszahl 1615. Offensichtlich war im Jahre 1615 der Wiederaufbau der Kirche durch den Patronatsherren Jobst von Oppen und seine Frau Catharina von Barfus mit der vollständigen Neuausstattung im Inneren abgeschlossen, nachdem die Kirche nahezu 200 Jahre wüst gestanden hatte.

Die überlieferte Leichenpredigt, die der Pfarrer Martin Stentzler 1618 in Stettin drucken ließ, vermittelt uns wertvolle Informationen zur Person des Stifters. Der 1563 geborene Jobst von Oppen kam zwölfjährig an den Hof des Brandenburgischen Kurfürsten Johann Georg, wurde Kammerjunker, dann Geheimer Rath und wurde später zum Oberland- und Jägermeister auf Chorin ernannt. 1594 heiratete er Catharina von Barfus. Bald darauf bekam er das Gut Neuendorf überschrieben. Die einsetzenden umfangreichen Baumaßnahmen umfassten das Neuaufrichten des Turmes oberhalb der Traufe wie des Ostgiebels; Dachstuhl und Balkendecke wurden neu aufgesetzt; das Innere der Kirche wurde „mit einem so schönen

Altaraufsatz in der Neuendorfer Kirche; Fotos: Detlef Witt

Etwas abseits der Landstraße von Oderberg nach Angermünde liegt die alte Feldsteinkirche von Neuendorf (Landkreis Barnim) – eigentlich nicht da, wo man sie vermuten würde, inmitten von Bauernhäusern, sondern hinter dem ehemaligen Herrenhaus versteckt, allein zwischen Bäumen.

Das alte Dorf ist schon lange verschwunden, aus dem alten Friedhof ist eine parkähnliche Landschaft geworden.

Betritt man die Kirche von Süden, eröffnet sich ein übersichtlicher, angenehm proportionierter Raum. Von der historischen Ausstattung scheint



Mittelfeld mit Kreuzigungsdarstellung

Altar und Predigstuel [Kanzel], mit einem schönen Positiv [Orgel], Stülen und Bäncken, mit Glocken und Seigern [Uhr] gezieret und außstaffiret“.

1618 verstarb Jobst von Oppen ohne Nachkommen als Hauptmann von Oderberg, Schwedt und Vierraden in Neuendorf. Nach seinem Tod ging das Amt als heimgefallenes Lehen an das 1607 vom Kurfürsten Joachim Friedrich gegründete Joachimsthal-sche Gymnasium über. 1628 starb seine Frau Catharina von Barfus.

So deutlich sich auf dem Patronatsgestühl die Präsenz der Stifterfa-

milie durch die Wappen ihrer Ahnen zeigt, so neutral erscheint demgegenüber die Gestaltung des zeitgleichen Altaraufsatzes. Den bei anderen Altären dieser Zeit häufig zur Schau gestellten Stifterbezug vermisst man hier – weder Wappen noch Inschriften geben irgendeinen Hinweis. Die Gestaltung des Altars konzentriert sich ausschließlich auf seine theologische Aussage, auf den für evangelisch-lutherische Kirchen üblichen Themenkanon: Kreuzigung und Auferstehung Christi. Der zweigeschossige Altaraufsatz ist mit einer Fülle von

Zierelementen im typischen Renaissance-Dekor geschmückt, mit Säulen, Gesimsen, Roll- und Beschlagwerk, Diamantquadern, Fruchtgehängen, Engelsköpfchen, Löwen- und Frauenmasken. Die Ausführung ist von einer bemerkenswerten Qualität, die in der Region kaum Vergleichbares hat.

Dort, wo üblicherweise das letzte Abendmahl Christi dargestellt ist, im Sockel, wird auf eine bildliche Darstellung verzichtet. Hier erscheint lediglich eine Inschrift mit dem Bibelzitat aus dem ersten Brief des Johannes 1, 7: „Das Blut Jesu Christi des Sohnes Gottes macht uns Rein von allen Sünden“. Damit wird mit Worten auf die darüber befindliche gemalte Hauptszene der Kreuzigung, den Opfertod Christi am Kreuz und dessen Heilsbotschaft, verwiesen. Zu beiden Seiten der Kreuzigung haben die Evangelisten Matthäus, Markus, Lukas und Johannes ihren Platz. Die einzelnen Passagen aus den Schilderungen der Evangelisten sind in einem einzigen vielfigurigen Bild zusammengefügt, wobei dem auf einem Pferd sitzenden Hauptmann durch seine Position genau in der Mitte des Bildes, unmittelbar unter dem Gekreuzigten, eine besondere Rolle zukommt. Mit einem kostbaren purpurfarbenen Umhang bekleidet, auf dem Kopf einen Turban tragend und in seiner rechten Hand einen Marschallstab haltend, wird er als mächtiger, osmanischer Heerführer charakterisiert, der sich zu Christus im Augenblick seines Todes bekennt: „Dieser Mensch war in Wahrheit Gottes Sohn“. So wie mit der Auferstehung Christi am Ende das Leben über den Tod triumphiert, so triumphiert die Hoffnung über die Gefahr einer türkischen Besetzung, die durch den turbantragenden Hauptmann verkörpert wird. Der reale Hintergrund für diese Darstellung war die damalige Bedrohung des christlichen Europas durch osmanische Eroberungen. Weite Teile Europas standen bereits unter osmanischer Herrschaft.

Erst 1571 hatte das osmanische Heer in der Seeschlacht von Lepanto eine erste, große Niederlage erfahren. Eine andere bedeutende Schlacht ereignete sich 1598, in der die osmanisch besetzte ungarische Stadt Győr (Raab) zurückgewonnen und so die Gefahr für die Kaiserstadt Wien vorerst abgewendet werden konnte.

In der Leichenpredigt des Pfarrers Martin Stentzler wurde diese Situati-

on thematisiert: „Der fromme thewre Fürst [...] muste sein Land unnd Leute den Türcken zu befriedigen vier Söhne zur Geisel geben [...]. Aber der Türck ließ drey jämmerlich erwürgen [...] biß er [der vierte Sohn] seine gelegenheit bekommen, das er sein liebes Vaterlandt von des Türcken gewalt errettet, und sich redlich am Türcken gerochen hat.“

Unter dem Pferd des Hauptmanns, am Fuße des Kreuzes, an der Stelle, wo üblicherweise Knochen oder ein Schädel zu finden sind, denn Golgatha ist die Schädelstätte, wird der Betrachter von der Darstellung einer Schnecke überrascht. Zwei Deutungsmöglichkeiten bieten sich an: Zum einen ist die Schnecke ein Symbol für die Auferstehung Christi, denn die Schnecke sprengt nach dem Winter etwa zur Osterzeit den Verschluss ihres Hauses und regt sich zu neuem Leben; zum anderen ist sie ein Bild vom Untergang des ungerechten Richters. In Psalm 58 heißt es über die ungerechten Machthaber: „Sie sollen zergehen, wie Wasser, das dahinrinnt, wie zartes Gras, das dahinwelkt, wie eine Schnecke, die in Schleim zerfließt.“

Im zweiten Altargeschoss wird die Auferstehung Christi dargestellt. Oberhalb des zweiten Geschosses befand sich in einer Kartusche mit Rollwerkschnitzerei ursprünglich ein rundes Medaillon-Bild, das heute nicht mehr erhalten ist. Hier könnte sich eine Darstellung Gottvaters befunden haben. Den obersten Abschluss bildet die geschnitzte Figur eines Pelikans. Im frühchristlichen *Physiologus*, einer in griechischer Sprache verfassten populären Natur-



Schnecke, Detail aus der Kreuzigungsdarstellung

lehre, die zur christlich-mythologischen Ausdeutung der Tierwelt diente, wird über den Pelikan berichtet, dass er sich die Brust aufreißt und

das Blut auf seine toten Kinder tropft, um diese zum Leben zu erwecken, so wie der Heiland seine Seite geöffnet und Blut und Wasser zur Rettung und zum ewigen Leben vergossen hat. Gerade in der Kunst der Renaissance ist der Pelikan als Symbol für Jesus Christus häufig zu finden.

Aber die Verkündung des Evangeliums zeigt sich nicht nur auf der Schauseite des Altars, der Vorderansicht – auch auf der Rückseite befinden sich Inschriften, Sprüche und Bibelzitate, die leider nicht mehr alle eindeutig zu lesen sind:

.....
(Rückseite, Mitte, oben)
„Lebe Recht glaub fest bit Gott Umb Guth. Bedenck des Tauff [...] leib und Blut Den Jesu Christi Leib und Blut Ist der höchste Schatz und gut“,

(Rückseite, Mitte, unten)
„Ein Herz mitt Reuw und Leidt gekrenckt mit Christi täuren Blut bespreng vol glauben lieb undt Guetes Vorsatz Ist gott ein angenehmer Schatz.“,

(Rückseite, rechts)
„Johan: AM I. Das Blut Jesu Christi macht uns Rein von [...] unsern Sünden“.

.....
Jobst von Oppen, der 1618, drei Jahre nach Errichtung des Altars, kinderlos starb, hat mit dieser Kirche, in der er auch beigesetzt wurde, ein würdiges Denkmal hinterlassen, dessen Zurückhaltung von übermäßigem Prunk bis heute spürbar ist. Als Beamter am Hofe war er für mehrere Brandenburgische Kurfürsten tätig – Johann Georg, Joachim Friedrich und zuletzt Johann Sigismund. Dass bei der Ausgestaltung der Kirche die Zahl der bildlichen Darstellungen gering ist und sich im Wesentlichen auf die Kreuzigung und Auferstehung beschränkt, ist sicherlich auch vor dem Hintergrund des Übertritts des Kurfürsten Johann Sigismund zum reformierten Glauben 1613 zu sehen. So ist der Anteil schriftlicher religiöser Texte in der Kirche – am Patronatsgestühl, am Altar und Beichtstuhl – auffällig groß und zeigt eine besondere Betonung des biblischen Wortes, bei der überflüssiges Beiwerk weitgehend vermieden wird.

Das Retabel in der Dorfkirche Neuendorf



»...eine der am besten dokumentierten Orgellandschaften Europas.«



NEU



Ein drittes Mal taucht die Jahreszahl 1615 in der Kirche als Inschrift der Glocke im Turm auf. Johann Sigismund, Markgraf zu Brandenburg und Kurfürst in Preußen, Jülich, Cleve und Berge, hat diese Glocke Jobst von Oppen für seine Kirche verehrt. An dieser exponierten Stelle, die über allem anderen erhoben ist, demonstriert der Landesvater seine Präsenz in der Kirche.

Nach ersten Sicherungsarbeiten 2007 wurden die Restaurierungsarbeiten am Neuendorfer Altaraufsatz im August 2012 abgeschlossen. Bei der letzten umfassenden Bearbeitung des Altars, die vermutlich schon zu Anfang des 20. Jahrhunderts erfolgte, wurde seine Farbfassung, d. h. die Bemalung und Vergoldung der hölzernen Altararchitektur, erneuert. Im Laufe der Zeit hatte diese sich in vielen Bereichen gelockert und begann abzufallen. Hier, aber auch innerhalb der Bildflächen der Altargemälde, zeigten sich zahlreiche kleinere Farbverluste. Die sich vom Untergrund ablösenden Farbschichten wurden gefestigt, bereits vorhandene Verluste farblich ergänzt. Nach Abschluss der Restaurierungsmaßnahmen zeigt sich der Altar nun wieder in einem vollständigen und gereinigten Zustand, der seine ganze Qualität und Schönheit für den Betrachter erlebbar werden lässt.



Dorfkirche Neuendorf bei Oderberg; Foto: Bernd Janowski

Anzeige



Kirche Strehlow
Uckermark



Kirche Ruhlsdorf
Märkisch-Oderland

Kirchendächer, Dachstühle in Berlin und Brandenburg

Ihr kompetenter Fachhändler, über 30 Jahre Erfahrung in der Denkmalpflege,
viele Referenzobjekte, Handwerkerempfehlung, Sonderanfertigungen, Muster

Beez & Jeske

die Baustoffprofis für
Dach, Fassade, Holz am Bau

www.Beez-Jeske.de

Bauernhilfe 10
15236 **Frankfurt (Oder)**
☎ (03 35) 5 2183-0
☎ (03 35) 5 2183-29

Franz-Wienholz-Str. 27
17291 **Prenzlau**
☎ (039 84) 801951
☎ (039 84) 801952

Mozartstraße 24
15732 **Eichwalde**
☎ (030) 67 52 10-0
☎ (030) 67 52 10-30

Kanalstraße 76-78
12357 **Berlin-Rudow**
☎ (030) 66 09 80 60
☎ (030) 66 09 80 62

Mitglied im Förderkreis
Alte Kirchen seit 1990

Meistergasse 5
15366 **Hoppegarten**
☎ (033 42) 36 87-50
☎ (033 42) 36 87-99

Gewerbegebiet Potsdamer Str. 1 A
14552 **Michendorf**
☎ (03 32 05) 5 29-0
☎ (03 32 05) 5 29-20

Caasmanstraße 5
14770 **Brandenburg**
☎ (033 81) 30 57 67
☎ (033 81) 30 57 68

Helmut Schatz

Das Abendmahl als „Opfergang“

Ein nachreformatorischer Altar in der Kirche von Hornow

Helmut Schatz war vor seiner Pensionierung leitender Angestellter im Diakoniewerk Neudettelsau. Sein Hobby ist die Spurensuche in evangelischen Kirchen.



Altar in der Kirche St. Martin Hornow, Detail linker Flügel: Pfarrer mit Talar und Chorhemd; Fotos: Katrin Handschag



Altar in der Kirche St. Martin Hornow, Detail rechter Flügel: Pfarrer mit Alba und rotem Messgewand

Solche Altarbilder würde man eher in einer katholischen Kirche erwarten, denn sie sind geradezu barock. Und dies nicht allein in der Tracht von Priester und Gläubigen. Der Maler zeigt die Verteilung des Heiligen Abendmahls an die Gläubigen auf zwei Seiten des Altarbildes. Auf der linken Seite erhalten sie das gesegnete Brot, den Leib Christi. Dann gehen sie um den Altar herum, legen dort ein Geldopfer nieder und emp-

fangen den Kelch mit Wein, also das Blut Christi. Doch was auf den ersten, modernen Blick so katholisch wirkt: Hier handelt es sich um die Bilder eines protestantischen Altars, den man in der Kirche St. Martin von Hornow (Landkreis Spree-Neiße) findet. Der Altaraufsatz stammt vermutlich aus dem Jahre 1588, ist also nach der Reformation entstanden.

Der Aufbau dieser Altäre, die übrigens manche Ähnlichkeit mit sol-

chen in der Uckermark aufweisen, ist mit einigen Variationen fast immer derselbe. In der Predella, also direkt über dem Altartisch, Jesus und die Apostel bei der Feier des Letzten Abendmahls, darüber im Hauptfeld die Kreuzigung, dann Auferstehung und Himmelfahrt, meist flankiert von gemalten oder geschnitzten Figuren der Apostel oder Evangelisten.

Das Besondere an dieser Darstellung in Hornow – und damit vielleicht

das Nicht-Katholische – ist die auf der linken und rechten Seite abgebildete Verteilung des Abendmahls, also die Tatsache, dass die Gläubigen nach dem Empfang des Brotes um den Altar herumgingen, dort ein Geldopfer darbrachten und dann rechts den Kelch erhielten. In manchen Gegenden wird daher der Gang zum Abendmahl auch Opfergang genannt.



Altar in der Dorfkirche Blindow, Detail aus der Predella; Foto: Siegfried Graewer

Bis weit in das 18. Jahrhundert hinein war der Sonntagsgottesdienst mit Wort und Sakrament üblich. Im

Zeitalter der Aufklärung schwand das Verständnis für die regelmäßige sonntägliche Abendmahlsfeier. Sie wurde lediglich noch als eine „Kasualie“ betrachtet, wie also etwa eine Taufe, Trauung oder Beerdigung. Und die kosteten Gebühren, somit war auch für Brot und Wein zu zahlen.

Dies führte dazu, dass das Abendmahl nicht mehr so häufig verteilt wurde. Denn gerade im 17. Jahrhundert mit dem Dreißigjährigen Krieg (1618 bis 1648) verarmte die Bevölkerung, es gab Seuchen auf dem Lande und Dörfer entleerten sich auch wegen der Auswanderung. Man konnte sich schlicht das Abendmahl nicht mehr leisten. Denn zuvor musste man auch das Beichtgeld entrichten. Daher gab es in vielen lutherischen Kirchen Beichtstühle, so auch in Brandenburg und in anderen Regionen. Sie sind teilweise auch noch erhalten; auf Rügen gibt es zum Beispiel über 20 historische Beichtstühle.

Ähnliche Bilder wie in Hornow findet man zum Beispiel in Görlitz (Nostiz-Epitaph im Kulturhistorischen Museum), in Hoyerswerda („Zabeltitzer Altar“ in der St. Johanniskirche), in Mühlberg / Elbe in der Frauenkirche an einem Altar von Heinrich Göding, sowie im Altar der Kirchen von Schönfeld und Hetzdorf in der Uckermark, und – leider übermalt – in der Kirche von Blindow bei Prenzlau.

Die Bilder in Hornow zeigen einen lutherischen Gottesdienst, wie er um die Zeit der Entstehung des Altars 1588 üblich war. Die liturgischen Gewänder wurden bis etwa 1780 getragen. Erst 1811 hat der preußische König Friedrich Wilhelm III. den schwarzen Talar für Rabbiner, Richter und protestantische Geistliche als Amtstracht vorgeschrieben.

Der auf der linken Seite die Kommunion austeilende Pfarrer trägt schwarze Schuhe, Strümpfe, eine Schube mit gekräuseltem Halskragen und darüber ein weißes, geschlitztes Chorhemd ohne Ärmel, wie es übrigens in Kirchen der Lausitz, in Leipzig, Berlin und Württemberg teilweise noch immer in Gebrauch ist. In dieser Kleidung finden wir oft auch Martin Luther abgebildet, zum Beispiel auf dem Bekenntnisbild von etwa 1630 in Bischheim-Häslich bei Kamenz.

Die in Hornow abgebildete Szenerie findet statt in einer Kirche mit zwei nebenstehenden Fenstern und einem Rundfenster in der Mitte

– möglicherweise ist damit sogar die St. Martinskirche in Hornow gemeint. Die beiden Geistlichen könnten vielleicht die Pfarrer dieser Gemeinde in der Entstehungszeit des Altarbildes sein.

Viel aufwendiger gekleidet ist dagegen der Pfarrer, der den Kelch an einen knienden Mann in spanischer Tracht reicht. Ein schwarzer Kurzmantel mit Halskrause, Kniebundhosen, schwarze Strümpfe und Schuhe bilden sein Gewand. Es besteht aus mehreren Teilen. Da ist zunächst das den Hals bedeckende Humerale (Schultertuch) und dann das lange weiße Gewand, die Alba (von albus = weiß), eigentlich vom Ursprung her das Taufkleid der Christen. Dieses weiße Untergewand ist mit einem in den Kirchenjahresfarben zum Messgewand passenden Zierstück, den Paruren, belegt. Als Messgewand trägt er eine rote Casel (von lat. casula: kleines Häuschen abgeleitet), die auch in den anderen Kirchenjahresfarben (violett, weiß, grün) gestaltet sein kann. Dieses Messgewand ist mit einem gestickten Kreuzifix versehen.

Die frühen Christen haben den Gottesdienst, der immer auch Eucharistie war (mit Brotbrechen, so der biblische Bericht etwa in der Emmausgeschichte), in der damals üblichen Tunika und Toga gehalten. Unter Kaiser Theodosius wurde das Christentum im Jahre 382 Staatsreligion und die Kleidung der staatlichen Amtsträger wurde von den Christen übernommen (wie auch Kerzen, Weihrauch, Glocken und anderes).

Martin Luther hat keine neue Kirche gegründet. Er hat die Kirche erneuert und gereinigt. Alle Zeremonien und Gebräuche, die nicht dem Evangelium entgegenstanden, konnten beibehalten werden. Dazu gehörten auch die liturgischen Gewänder, die aus früheren Jahrhunderten erhalten blieben, etwa im Brandenburger Domschatz, in Meißen und Kamenz. Oft wurden auch Messgewänder von evangelischen Christen neu gestiftet.

Die Verwendung liturgischer Gewänder ist unter gewissen Bedingungen in evangelischen Kirchen, auch in Brandenburg, wieder erlaubt. Immer öfter sieht man daher Pfarrer oder Pfarrerinnen mit Stola und Alba. Das ist ein schönes Zeichen der Offenheit in der Ökumene, die das Gewand des Staatskirchentums, den schwarzen Talar ablegt. Denn eine Staatskirche haben wir seit 1918 nicht mehr.

Rudolf Bönisch

Albrecht Dürer und der Altar in Niebendorf

Entdeckungen in einer Dorfkirche des Niederen Fläming

Rudolf Bönisch ist Diplom-Geologe. Er ist Initiator und Leiter von zwei Niederlausitzer Orgelmusikreihen. In der verbleibenden Zeit beschäftigt er sich mit kirchlicher Kunst.

Nur wenige Kilometer entfernt von der in „Offene Kirchen“ 2014 von Hans Krag ausführlich beschriebenen Dorfkirche Waltersdorf im Niederen Fläming liegt Niebendorf (Landkreis Teltow-Fläming). In diesem Ort steht ein kleiner Feldsteinquaderbau mit eingezogenem Chor und Apsis aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Das besonders Interessante an dieser Dorfkirche ist jedoch die weitestgehend einheitliche barocke Gestaltung des Innenraumes. Ein Blickfang ist der reich ornamentierte und mit mehreren Gemälden ausgestattete Altaraufsatz. Auf der Nordseite steht die Kanzel mit den Bildern der vier Evangelisten und des Salvator mundi. Der Schalldeckel wird von einem geschnitzten Pelikan bekrönt, der seine Jungen im Nest mit dem eigenen Blut ernährt. Selbst die Kanzeluhr mit vier Sandgläsern ist noch vorhanden. Am Ausgang zur Kanzel steht der Beichtstuhl mit einem in den unteren beiden Feldern gemalten Spruch: „Jesus sprach zu seinen Jüngern: Friede sey mit euch gleich wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. Welchen ihr die Sünde erlaßet, denen sind sie erlaßen, und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten.“ Die Emporen sind ebenso wie Altar und Kanzelkorb durch mit Weinlaub umrankte gedrehte Säulen verziert. Im Chorraum hängt ein Taufengel aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts; und zusätzlich steht im Schiff ein mit der Jahreszahl 1780 versehener Taufstein. Unter der Westempore ist die Gutsloge untergebracht. Schiff und Chor werden von einer mit En-



Der Altaraufsatz von Georg Wolschke in der Dorfkirche Niebendorf; Fotos: Rudolf Bönisch

geln bemalten hölzernen Flachtonne überspannt, die den barocken Raumeindruck komplettiert. Die Engel halten gewundene Spruchbänder mit der Aufschrift: „Ehre sey GOTT in der Höhe, und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Luc. 2.14.“ und „Heilig, Heilig, Heilig, ist der Herr Zebaoth, alle Land sind seiner Ehren voll. Es. 6.3“

Der prachtvollen, komplett erhaltenen Altaraufsatz dieser Kirche soll im Folgenden näher betrachtet wer-

den. Leider gibt es keine Inschriften, so dass weder Tischler noch Maler der Fassung und der Gemälde bekannt sind. Dennoch gibt es genügend Merkmale für die Zuordnung zu einer Werkstatt. Wichtigstes Zeichen dafür sind die den Mittelteil bekrönenden Engelsfiguren. Sie tragen mit Säule und Kreuz die Marterwerkzeuge Jesu. Diese hölzernen Engel haben gegliederte Flügel und charakteristisch flatternde Bänder. In dieser Art kommen Engelsfiguren nur beim



*Tafelbild „Der Schmerzensmann an der Säule“ und Dürers gleichnamiger Kupferstich
Kupferstiche: Museum Bautzen, Graphiksammlung, Gersdorff-Stiftung*

Kunsttischler Georg Wolschke vor, der seine Werkstatt in Calau (Niederlausitz) hatte.

Wolschkes Altaraufsätze mit zwei bekrönenden Engeln und den Leidenwerkzeugen analog denen in Niebendorf finden wir in den Dorfkirchen Groß Leine, Spreewitz (1693), Uckro, Gollmitz (1704), Friedersdorf bei Sonnewalde (1716) sowie in Zerkwitz (stark verändert, Engel noch einzeln vorhanden). Die Tätigkeit des Kunsttischlers ist von 1676 (beginnend mit dem 1945 verbrannten Orgelprospekt in der Stadtkirche seiner Heimatstadt Calau) bis 1717 nachgewiesen. Die ca. 55 Kilometer südöstlich von Niebendorf liegende Werkstatt hat auch die Altaraufsätze in den Dorfkirchen von Krieschow (1680), Papitz und Werben (1692, 1945 verbrannt) mit Posaunenengeln als Bekrönung geschaffen. Mehrere dieser Posaunenengel zierten ebenso den Calauer Orgelprospekt. Die Kunsthistorikerin Ewa Kruppa schreibt Wolschke auch mehrere Taufengel zu, so in Werben (1695, 1945 verbrannt), Groß Oßnig (1717, 1945 verbrannt), Laasow und Cahnisdorf. Die Werkstatt des Vaters Georg hat sein Sohn Gottfried in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts weiter-

geführt und mehrere Altarwerke in Niederlausitzer Kirchen geschaffen, die z. T. auch die Kreuz und Marterssäule tragenden Engel in vereinfachter Form zieren.

Es gibt eine weitere Besonderheit der frühen Altaraufsätze von Georg Wolschke: Zum Bildprogramm seiner Werke gehört häufig die „Geißelung Jesu“. Dieses Thema der Passion, bei dem Jesus, an die Marterssäule gebunden, von zwei Knechten geschlagen wird, finden wir als ältere Reliefdarstellung in Groß Leine und als Gemälde in Krieschow (1680), Werben (1695) und Niebendorf. Das Bild stammt jedoch jeweils von einem anderen Künstler, so dass die Vorgabe für die Verwendung dieses Motives offenbar vom Calauer Kunsttischler selbst stammen sollte. Die ausführenden Künstler bleiben meist unbekannt. In Werben ist uns jedoch durch die Altarinschrift überliefert, dass der in Lübben tätige und mehrfach in der Niederlausitz und darüber hinaus nachweisbare Kunstmaler Michael Scharbe die Bemalung vorgenommen hat. Der Maler des Niebendorfer Altars hat wohl auch die Kanzel in dieser Kirche und den Altar im benachbarten Waltersdorf bemalt. Sein Name bleibt uns jedoch

bisher verborgen. Außer an diesen vier Altären der Werkstatt Wolschke wurde das Motiv mit der Marterssäule während der Renaissance- und Barockzeit in der Niederlausitz nicht verwendet. „Die Geißelung“ kommt in dieser Region nur noch in Passionszyklen an den Emporenbrüstungen in Lauta (Michael Krumach 1667) und Möbiskrüge (1701) vor.

Das Bildprogramm des Niebendorfer Altars ist umfangreich und ausschließlich dem biblischen Geschehen zwischen Gründonnerstag und Ostersonntag gewidmet. In der Predella unmittelbar über der Mensa befindet sich eine Abendmahlsdarstellung. Diese unterscheidet sich von vielen derartigen Gemälden in der Schrägstellung des Tisches, an dem Jesus mit den Aposteln sitzt. Als Vorlage für dieses Bild diente ein Kupferstich des Niederländers Hendrick Goltzius (1558–1617), der 1598 entstand. Das Bild wird von einer Tafel mit der Aufschrift „Der Mensch prüfe sich selbst, und also esse von diesem Brodt und trincke von diesem Kelch. 1. Cor. 11.21“ überschrieben und von den kurz gehaltenen Einsetzungsworten auf beiden Wangen des Altars begleitet. Unter der Strahlengloriole des Altaraufsatzes ist der auferstandene Christus mit Siegesfahne dargestellt.

Der zentrale Teil des Altaraufsatzes enthält fünf Gemälde, wobei „Die Kreuzigung Jesu“ von den Bildern „Die Geißelung“ und „Der Schmerzensmann an der Säule“ flankiert

Tafelbild „Die Geißelung“ und Dürers gleichnamiger Kupferstich



wird. Darunter sind jeweils kleine Bilder angeordnet: links Maria Magdalena, die Füße Jesu küssend, und rechts Christus am Ölberg, dem ein Engel den Kelch reicht.

Besonders interessant sind jedoch die beiden größeren die Kreuzigung begleitenden Gemälde der „Geißelung Jesu“ und des „Schmerzensmannes an der Säule“. Letztere Darstellung ist in der Niederlausitz und ihrer Umgebung einmalig. Für beide Gemälde hat der Maler des Altaraufsatzes in Niebendorf Vorlagen des Nürnberger Malers und Graphikers Albrecht Dürer (1471 – 1528) genutzt. Dürer stellte das biblische Passionsgeschehen in vielen Holzschnitten und Kupferstichen dar. Die 1509 bis 1512 entstandenen 16 Blätter der sogenannten Kupferstich-Passion müssen dem hiesigen Maler vorgelegen haben. Aus diesem Zyklus hat er das Titelblatt („Der Schmerzensmann an der Säule“), Blatt 6 („Die Geißelung“) und Blatt 11 („Die Kreuzigung“) genutzt.

Der Vergleich der Dürerschen Kupferstiche mit den Niebendorfer Gemälden zeigt eine fast detailgetreue Nutzung der Vorlagen. Allerdings hat der Lausitzer Maler von Dürers Kreuzigungsdarstellung nur Christus am Kreuz mit dem wehenden Lendentuch übernommen.

Es war im 16. und beginnenden 17. Jahrhundert üblich, dass Maler Kupferstiche von Künstlern der Renaissance als Vorlagen für ihre eigenen Werke nutzten. Die Kupferstiche sind oftmals im Auftrag der Maler angefertigt worden, die wiederum ihren Ölgemälden eine größere Verbreitung wünschten und somit auch einen zusätzlichen Preis erzielen konnten. Eines der typischen Beispiele dafür ist das von zahlreichen Malern kopierte Gemälde „Letztes Abendmahl“ von Peter Candid (1548 – 1628), das der in München tätige Meister dafür von Jan Sadeler (1550 – 1600/01) in Kupfer stechen ließ. Eine der zahlreichen Kopien dieses Kupferstiches befindet sich in Niebendorfs Nachbarkirche Waltersdorf.

Auffällig ist, dass viele nach Kupferstichvorlagen malende Künstler vor und besonders nach dem Dreißigjährigen Krieg unbekannt blieben und wohl auch schon zu Lebzeiten nur regional bekannt waren. So haben etliche wohl nur einen einzigen Altar mit Bildwerken versehen. Der Grund wird darin zu suchen sein, dass zur Ausbildung eines Malers nicht nur das „Anstreichen“, sondern auch die Darstellung von Zierelementen, floralen Motiven und eben das Kopieren von Bildern oder Kupferstichen gehörte. Die Bemalung eines Altaraufsatzes war damit nur ein, wenn auch besonderer Auftrag an den Handwerker. Vielleicht hat sich nur ein „Kunstmaler“ an seinem Werk mit Namen und Jahreszahl verewigt, weniger dagegen der nur als Kunstmaler tätig gewordene Maler.

Kupferstiche müssen in loser oder gebundener Form den Malern auch noch viele Jahrzehnte nach ihrer Herausgabe als Vorlagen zur Verfügung gestanden haben. So wurden für unser Beispiel die von 1509 bis 1512 entstandenen Stiche Dürers genutzt, während der Altar erst kurz vor 1700 errichtet worden ist.

Für Niebendorf ist die Entdeckung, dass von keinem geringeren als von Albrecht Dürer einige Kupferstiche als Vorlagen gedient haben, ein Gewinn. Eine Fahrt in den Niederen Fläming lohnt sich nicht nur aus diesem Grund.



Albrecht Dürer und der Altar in Niebendorf



Decke der Heiliggrabkapelle im Kloster Stift zum Heiligenberge, Photo: St. Mühle

Sie leben in Berlin oder Brandenburg, verbringen gerne Ihren Urlaub auf dem Lande und erkunden Mark und Lausitz an den Wochenenden?

Dann unterstützt Sie die Jahresbroschüre der Kulturfeste im Land Brandenburg bei der Entdeckung des Kulturlebens. In der Broschüre finden Sie Informationen von 70 Veranstaltern im ganzen Land zu über 900 Konzerten, Operaufführungen, Lesungen, Ausstellungen, Filmwettbewerben, Tanz- und Theatervorstellungen in Schlössern, Ställen und Scheunen, in Klöstern und Kirchen, in Gärten und Parks. Die Veranstaltungstipps finden Sie stets aktuell im Internet unter www.kulturfeste.de. Die Kulturfeste laden Sie ein, die gewachsene kulturelle Vielfalt zusammen mit den landschaftlichen Schönheiten Brandenburgs zu entdecken.

Lassen Sie sich von Brandenburg überraschen!

**Kulturfeste im Land Brandenburg e.V.
Am Bassin 3 | 14467 Potsdam
T: 0331-9793302
info@kulturfeste.de**

www.kulturfeste.de



Sabine Stachat

Die Taufe eines römischen Hauptmanns

Der Altar der Dorfkirche Schönfließ



Altarretabel in der Dorfkirche Schönfließ; Fotos: Klaus Heine

Schönfließ (Landkreis Oberhavel), am nördlichen Rand von Berlin gelegen, besitzt mit seiner Dorfkirche ein Denkmal, das eine rund 800-jährige Geschichte widerspiegelt: im 13. Jahrhundert aus Feldsteinquadern erbaut, im 18. Jahrhundert mehrfach baulich verändert, der Westturm aus Backstein Ende des 19. Jahrhunderts errichtet. Nach den Verwüstungen im Dreißigjährigen Krieg begann Ende des 17. Jahrhunderts unter dem Patronat der Familie von Brösicke die Umgestaltung des Kircheninnenraumes, die nach einer Unterbrechung Anfang des 18. Jahrhunderts fortgesetzt wurde. Es entstand die be-

merkenswerte einheitliche barocke Ausstattung: der Altaraufsatz über der mittelalterlichen Blockmensa, die Kanzel mit Pastorenstuhl sowie die prächtige Patronatsloge mit dem geschnitzten und farbig gefassten Allianzwappen der durch Heirat verbundenen Familien von Brösicke und von Bredow.

Besonders der eindrucksvolle Altaraufsatz zieht die Aufmerksamkeit des Besuchers der kleinen Dorfkirche auf sich. Aufwendiges Schnitzwerk rahmt eine große hölzerne Bildtafel und darunter eine ovale Kupfertafel mit der Darstellung des Abendmahls. Das Hauptbild stellt nicht nur durch

Sabine Stachat war Restauratorin im Brandenburgischen Landesamt für Denkmalpflege und ist derzeit freiberuflich tätig.

seine Dreiteilung eine ungewöhnliche Bildkomposition dar, sondern auch durch die Auswahl und die Zusammenstellung der einzelnen Bildthemen. Im oberen querformatigen Bildteil ist die Kreuzigung Jesu dargestellt, im unteren linken Teil eine Taufszene und rechts der zum Jüngsten Gericht wiederkommende Christus.

Die Kreuzigungsszene vor einer weiten Landschaft mit Stadtsilhouette wirkt durch die über Golgatha hereingebrochene Finsternis sehr dramatisch. Maria, Johannes und Maria Magdalena unter dem Kreuz trauern mit den Gesten der Verzweiflung und des Schmerzes. Dem sterbenden Jesus wird der mit Essig getränkte Schwamm gereicht. Am rechten Bildrand würfeln Soldaten um das Gewand Jesu. Ihnen scheint der Hauptmann zu Pferde seine Erkenntnis zuzurufen: „Wahrhaftig, dieser Mensch war Gottes Sohn“ (Mk. 15,39).

Ikongrafisch schwieriger ist die Taufszene zu deuten. Hierbei handelt es sich nicht um die Taufe Jesu, wie man vielleicht vermuten könnte, sondern um die Taufe des römischen Hauptmanns Kornelius, die in der Apostelgeschichte beschrieben wird. Der Täufling, ein älterer Mann mit tief gebeugter Körperhaltung, entspricht nicht dem Typus des Jesus bei der Taufe. Auch fehlen Symbole wie die Taube oder das Bild Gottes, die am Himmel erscheinen; nicht ein Engel, sondern ein Knabe hält das rote Gewand, das in seiner Farbigkeit der Bekleidung des Hauptmanns in der Kreuzigungsszene ähnelt. Das breite Gewässer könnte den Ort der Taufe in Cäsarea am Meer bezeichnen. Besonders bedeutungsvoll erscheint in der Szene die Figur im blauen Gewand, ein Petrustypus. Mit dem Finger weist sie auf die Bildszene des Jüngsten Gerichts, auf Christus, der am Ende

der Zeiten kommen wird als „...der von Gott eingesetzte Richter der Lebenden und der Toten“ (Apg. 10,42), wie es Petrus bei der Taufe des Kornelius verkündet. Bei vergleichbaren Darstellungen, z.B. an der Kassetendecke der Hospitalkirche im oberfränkischen Hof oder in der Gertrudiskapelle in Utrecht (beide Ende 17. Jahrhundert) tauft Petrus allerdings selbst den Hauptmann; hier wird der Taufende wie Johannes der Täufer dargestellt. Wie ist das zu verstehen? Symbolhaft spannt sich der Bogen von Johannes, dem Bußprediger, der in Erwartung des Endgerichts tauft, zu Petrus, der Christus als den kommenden Richter ankündigt.

Die Wahl der seltenen Darstellung der Korneliustaufe wirft Fragen auf, die möglicherweise im Zusammenhang mit dem Stifter des Altars, Maximilian Diedrich von Brösicke – als Angehörigem des preußischen Militärs – zu sehen sind. Nicht zufällig scheint deshalb auch in der Kreuzigungsszene die Bekehrung des Hauptmanns als Bild bestimmendes Thema gewählt worden zu sein.

Gerahmt werden die Bildtafeln von einem üppig wuchernden, stark bewegten Akanthusrankenwerk, in dem das Hauptbild scheinbar durch einzelne Blätter gehalten wird. Im oberen Teil sind figürliche Elemente in das Rankenwerk integriert, wie ein Engelköpfchen, ein Spruchband „SOLI DEO GLORIA“ und die Halbfigur eines Salvator mundi – Christus als Erlöser der Welt – die rechte Hand zum Segen erhoben, in der linken den Reichsapfel als Herrschaftszeichen über die Welt. Zwei große Engelfiguren, vermutlich zum Altar gehörig, befinden sich als Dauerleihgabe im Kreismuseum Oberhavel in Oranienburg.

Sehr ähnliche Altaraufsätze sind in der Kirche im nahe gelegenen Basdorf (Landkreis Barnim; um 1707) und in der Dorfkirche Blankenburg (Berlin-Pankow) zu finden. Sie entstanden zeitnah zum Schönfließner Altar und scheinen aus der gleichen Bildhauerwerkstatt zu stammen. Das Akanthusrankenwerk ist ebenso auffällig spitzzackig ausgebildet und weiß-gold-blau gefasst. Es rahmt dort allerdings größere ovale Abendmahldarstellungen und große Schriftkartuschen, die von Putten gehalten werden. Die Formensprache der schlanken gezahnten Akanthusblätter mit ihren in Gold abgesetzten Konturen erinnert an die Blattornamente der Altäre, die Heinrich Bernhard Hattenkerell zugeschrieben wer-



Taufszene



Kreuzigung



Jüngstes Gericht

den. Der Meister war Anfang des 18. Jahrhunderts sowohl in der Neumark als auch westlich der Oder tätig und schuf zahlreiche sehr qualitätsvolle Altäre, Kanzeln und Taufengel. Die Vermutung, der Schönfließner Altar sei auch ein Werk Hattenkerells, bedürfte allerdings weiterer Forschung.

Die bisherigen Bemühungen der Kirchengemeinde und des Freundeskreises der Dorfkirche Schönfließ, das Kirchengebäude und die wertvolle Ausstattung zu erhalten, verdienen große Anerkennung und weitere Unterstützung, damit sich Besucher weiterhin daran erfreuen können.

Anzeige

Der berührungslose Glockenantrieb Die sanfte Alternative



Referenzobjekte:

Dresden:

- Frauenkirche und Hofkirche
- Dom zu Zwickau
- Dom zu Halberstadt
- Küstrinchen
- Reckhahn
- Kirchmöser (kath. Kirche)
- Caputh
- Gräbendorf
- Vierraden
- Treuenbrietzen/
Krankenhaus

Dom zu Zwickau, Glocke 1,
5510 kg, 2020 mm Durchmesser,
Ton nominal a°

Glockentechnik & Turmuhren

Dipl.-Ing. Wolfgang Schmidt

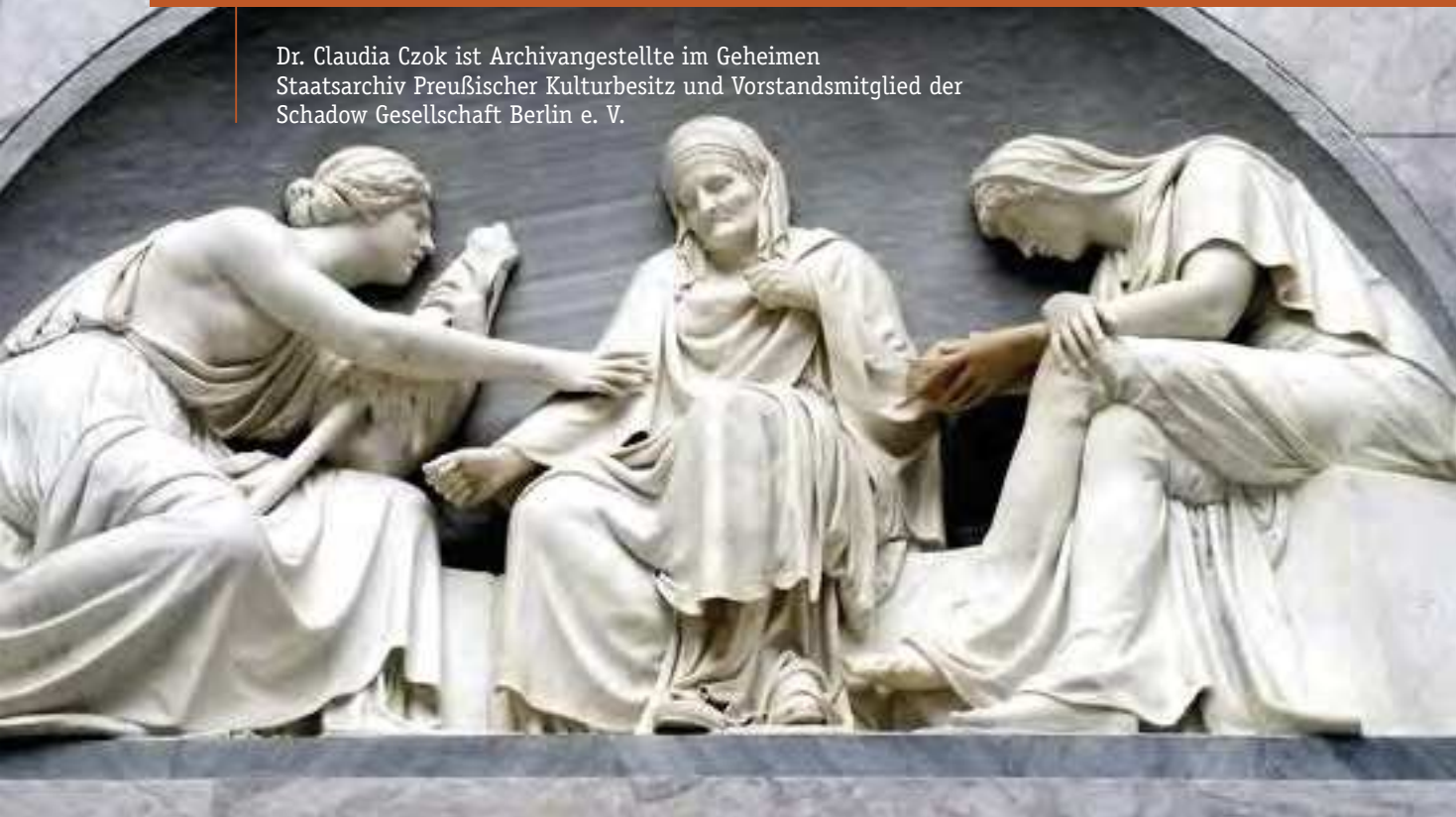
Randolfstraße 14 · 12524 Berlin · Tel. (0 30) 6 73 12 23 · Fax (0 30) 6 73 51 11
www.schmidt-glockentechnik.de · info@schmidt-glockentechnik.de

Claudia Czok

„Ihr blühtet so schön und verwelktet so früh.“

Ein Grabmal von Johann Gottfried Schadow für die Gutskapelle Horst

Dr. Claudia Czok ist Archivangestellte im Geheimen Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz und Vorstandsmitglied der Schadow Gesellschaft Berlin e. V.



Grabmal für Alexander Graf von der Mark in der Alten Nationalgalerie Berlin, Detail: Relief der Parzen; Fotos: Claudia Czok

Johann Gottfried Schadow (1764-1850) ist einer der bedeutendsten europäischen Bildhauer; seine symbolträchtige Quadriga auf dem Berliner Brandenburger Tor ist weltweit bekannt. Doch heute, rund 250 Jahre nach Schadows Geburt, kennt man von seinen Schöpfungen hierzulande meist gerade noch das Doppelstandbild der holden Prinzessinnen Luise und Friederike. Aber der Künstler schuf rund 350 Werke – Standbilder, Grabmonumente, Büsten sowie Einzelreliefs und Relieffolgen, prägte damit entscheidend den deutschen Frühklassizismus. Dabei war er als Zeichner, Druckgraphiker, Kunsttheoretiker und -lehrer sehr erfolgreich tätig.

1788 war Schadow, Sohn eines aus Zossen stammenden Schneiders, in Berlin zum preußischen Hofbildhauer ernannt worden. Aus der Werkstatt des damals 24-jährigen zielstrebigem

KLAUS GEHRMANN MIT GROSSER DANKBARKEIT GEWIDMET.

*2000 wurde Klaus Gehrman
Geschäftsführer der Schadow Gesellschaft
Berlin e. V., seinem Wirken
verdankt sich seitdem das Gelingen
aller großen Vereinsvorhaben.*

Künstlers kamen seither viele gewichtige Bildhauerwerke, vor allem für Schlösser und andere offizielle Bauten in Berlin und Potsdam.

Gleichzeitig gaben die adlige und die bürgerliche Aristokratie kleinere Bildwerke in Auftrag. Mit der Französischen Revolution, später mit

Napoleons Aufstieg und Fall veränderte sich währenddessen Europa grundlegend. 1806 brach Preußen über einer militärischen Niederlage gegen Frankreich zusammen; mit den gesellschaftlichen Verhältnissen wandelte sich gleichzeitig der Kunstgeschmack. Als Bildhauer wurde nun Christian Daniel Rauch (1777-1857) bevorzugt – Schadow blieb als vielbeschäftigter Akademielehrer und -direktor bis zu seinem Lebensende hoch angesehen.

Von Schadow wurden oft Porträtbüsten der Auftraggeber oder Gipsabgüsse nach Büsten von berühmten Persönlichkeiten verlangt. Grabmonumente wurden ebenso häufig bestellt. Das 1790 errichtete Marmorgrabmal für den achtjährig verstorbenen Grafen Alexander von der Mark (1779-1787) war eines der ersten davon, zugleich war es der erste Auftrag überhaupt, den Scha-



*Grabmal für
Hans Graf von Blumenthal
in der Gutskapelle Horst,
1795,
Sandstein*

nannten Brustentzündungsfieber. In der großen Trauer um den Erstgeborenen und Stammhalter wünschte man für ihn ein einzigartiges, beziehungsreiches Erinnerungsmal. Der geeignete Begräbnisplatz dafür war der Stammsitz der Blumenthalschen Dynastie auf Gut Horst (Landkreis Prignitz), seit 1421 in Familienbesitz befindlich.

Das kleine, heute restaurierungsbedürftige Schloss mit Gutskapelle lag in einem weiträumigen Park, im Erbbegräbnis hier knüpfte sich eine direkte Verbindung zu den Vorfahren. Dass die Blumenthals dieses Grabmal von dem an italienischen und französischen Vorbildern geschulten Hofbildhauer Schadow anfertigen ließen, zeigt ihre Orientierung am modernen Kunstgeschmack des preußischen Hofes.

Am 3. Januar 1795 wurde der Vertrag unterzeichnet. Eine dazugehörige Zeichnung zeigt recht genau das endgültige Sandsteingrabmal: den einfachen Unterbau mit seitlichen Pilastern, dazwischen mittig die Inschrifttafel – darüber das giebelbekrönte, von Pilastern mit Blattkapitellen gerahmte Flachrelief mit drei mächtigen Frauen, Parzen genannten Schicksalsgöttinnen. Lachesis sitzt links, schaut ins Buch des Schicksals; zu ihr wendet sich die hochgereckte Klotho mit dem vollen Spinnrocken, davon schneidet



Porträt Johann Gottfried Schadow

dow für König Friedrich Wilhelm II. ausführte.

Dieses repräsentative Kindergrabmal zeigt ein mächtiges Parzenrelief über einer Inschriftentafel und der lebensgroßen Liegefigur eines Knaben. Das kostspielige, pompöse Werk in der Berliner Dorotheenstädtischen Kirche (heute in der Alten Nationalgalerie, Staatliche Museen Berlin) wurde schnell populär, die Parzengruppe daraus wurde von Schadow mindestens dreimal kopiert.

Ende 1794 entstand in Schadows Werkstatt erneut ein Kindergrabmal. Den Auftrag dazu hatte der königliche Kammerherr Heinrich VIII. Graf von Blumenthal (1765-1830) erteilt, Vertreter einer dem Hofe nahestehenden Adelsfamilie, die zu den einflussreichsten und vermögendsten der alten märkischen Geschlechter zählte. Graf Blumenthal verfügte über ansehnlichen Grundbesitz,

in der Mark Brandenburg etwa in Horst, Blumenthal, Rosenwinkel, Grabow, Sarnow, Tietzow, Börnicke, Hackenberge, Sonnenberge, Französisch-Buchholz, Schönebeck, Rauschendorf, Schönermark und Flatow, ebenso im Mecklenburgischen, etwa in Adamsdorf und Liepe. Seit 1788 verheiratet, lebte die sich rasch vergrößernde Familie jeweils auf einem dieser hauptsächlich in der Prignitz gelegenen Güter oder in Berlin. Friederike von Blumenthal (1769-1848) gebar ihr erstes Kind, den Sohn Hans, rund neun Monate nach der Heirat. Bis 1811 sollte sie elf Kinder zur Welt bringen – zwei davon überlebten das Kindesalter nicht.

Als erster starb Hans (20.7.1789 – 14.10.1794) fünfjährig an einem so-

Die Gutskapelle in Horst;
Foto Hans Schelkle

die herbe Atropos rechts mit scharfer Schere den Lebensfaden ab. Oben schmückt ein Blütenkranz aus Rosen den Giebel. Von Schadows Werkstatt wurde das Grabmal nicht nur hergestellt, die Gesellen besorgten auch die Materialien für den Einbau und die Ölfarben für den Anstrich; ebenso waren das Einpacken, der Transport sowie das Auf- und Abladen der Teile und das Errichten in der Horster Gutskirche auszuführen.

Wie früher ist das zwischen Pritzwalk und Kyritz gelegene Örtchen Horst noch heute ein reichlich stiller, winziger Ort, nicht leicht erreichbar – ein Radweg aus Wittstock führt daran vorbei. Das schlichte Gotteshaus, eine Backstein-Fachwerkkapelle von 1688, hebt sich kaum von den



landwirtschaftlichen Gebäuden der Umgebung ab, die einst sicher noch

ländlich-profaner war. Eigens für das würdevolle Grabmal wurde eine Nische in die nördliche Wand gegenüber dem Eingang eingebaut. So fällt beim Betreten des Kirchleins das etwa vier Meter hohe Grabmal sofort ins Auge: Ein lehrhaftes Bild dreier Frauen verschiedener Lebensalter, strenge Göttinnen, die eindringlich an das Wirken höherer Mächte, an die Endlichkeit des irdischen Daseins erinnern.

Der christlich-religiös bestimmte Innenraum mit Kanzelaltar, Gestühl und Orgel erhält so gleichzeitig ein ungewöhnlich starkes, antik-mythologisches Gepräge. Nur dezent kommentieren Worte das anspielungsreiche Thema, oben „Ihr blühtet so schön und verwelket so früh.“, unten heißt es: „Hans Carl Adolf Montang Graf von Blumenthal, geboren den 20ten Juli 1789. Starb den 14ten Oktober 1794. Ruht in der Gruft seiner Vaeter, mit ihm wurden viele Wünsche der Mutter, viele Hoffnungen des Vaters begraben.“

Dass Schadows kunstvoll-mehrdeutige Allegorie mit den drei Schicksalsschwester in der Horster Kapelle – als ihrem eigentlichen Bestimmungsort – bis heute überdauerte, ist ein besonderer Glücksfall. Mit der 2014 vollendeten Restaurierung hat das Epitaph wieder einen Teil jener Erzähl- und Erinnerungsfunktionen übernommen, die ihm Auftraggeber und Schöpfer zugedacht hatten. Noch wartet der Innenraum selbst, warten vor allem seine Ausstattungstücke auf ihre dringende Restaurierung.

Anzeige

Treten Sie ein!
Jedes Pfarramt ist eine Kircheneintrittsstelle

Infotelefon 030 · 24 344 121
www.willkommen-in-der-kirche.de

■ **EVANGELISCHE KIRCHE**
Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz

www.ekbo.de

Annett Xenia Schulz Engelsfiguren und Streublumen Der Kirchenmaler Paul Thol

Annett Xenia Schulz arbeitet als freischaffende Restauratorin.

Heute fast vergessen ist einer der vielfältigsten Künstler, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts für die evangelische Kirche nicht nur in Berlin und Brandenburg, sondern auch überregional tätig waren.

Paul Thol malte nicht nur Innenräume und Inventare aus, er entwarf darüber hinaus Altarleuchter, Kronleuchter und Antependien. Da die Kirchenmaler jener Zeit ihre Tätigkeit auch als denkmalpflegerische Maßnahmen verstanden, restaurierte er bereits in den zwanziger Jahren kirchliche Ausstattungsstücke wie Altäre, Tafelgemälde, Taufengel und Skulpturen. Als Lehrer der Vereinigten Staatsschule für Künste in Berlin leitete er die Klasse für Denkmalpflege und dekorative Malerei.

Paul Thol wurde am 10. Januar 1887 in Magdeburg als Sohn des Viktualienhändlers Joseph Thol geboren. Nach seiner Volksschulzeit begann er eine Lehre als Maler, gleichzeitig studierte er bis 1905 an der Kunstgewerbeschule Magdeburg. Nach zweijähriger Militärzeit setzte er sein Studium an der Kunstgewerbeschule in Berlin bis 1912 fort und wurde dort ab 1910 einer der ersten Meisterschüler von Max Kutschmann. Professor Kutschmann förderte Paul Thol und sorgte dafür, dass dieser



Finow, Detail der Deckenausmalung in den Gewölbefeldern des Chores; Foto: Annett Xenia Schulz

Lehrer für die Ausbildung der Dekorationsmaler und Denkmalpfleger wurde. Die künstlerischen Arbeiten von Paul Thol entsprachen den hohen Anforderungen, die Max Kutschmann an seine Schüler und Meisterschüler stellte. Die Verbindung zwischen dem sechzehn Jahre älteren Kutschmann und Paul Thol blieb lebenslang bestehen und beschränkte sich nicht nur auf berufliche Kontakte. Durch die Heirat ihrer Kinder entstanden auch enge familiäre Bindungen.

Max Kutschmann war am Anfang des 20. Jahrhunderts ein gefragter Kirchenmaler. Die große Zahl seiner Aufträge im gesamten Deutschen Reich führte dazu, dass er nicht mehr alle Arbeiten persönlich ausführen konnte und den Kirchengemeinden seinen ehemaligen Schüler Paul Thol empfahl. So hatte sich 1912 der Gemeindegemeinderat der Jakobikirche in Nauen auf Empfehlung des Provinzialkonservators an den jungen Professor Max Kutschmann gewendet mit der Bitte, ihren Kirchenraum auszumalen. Max Kutsch-

mann lieferte erste Entwürfe, konnte aber an den Besprechungen in Nauen nicht mehr teilnehmen und schickte Paul Thol. Dieser konkretisierte die Entwürfe Kutschmanns und versah sämtliche hölzernen Bauteile mit einem neogotischen Dekor, so wurden die Brüstungsfelder der Emporen abwechselnd mit einem Spitzbogenornament und einem floralen Motiv geschmückt. Die Grundfarben bestanden in den vor dem Ersten Weltkrieg aus politischen Gründen sehr populären Farben Schwarz-Weiß-Rot. Außerdem bemalte Paul Thol die Kanzel in einer grisailleähnlichen Technik in beige Farbtönen ebenfalls mit neogotischem Dekor und den Attributen der vier Evangelisten. Im Laufe der weiteren Zusammenarbeit übernahm Paul Thol die künstlerische Entwurfsplanung und Ausführung, während Max Kutschmann sich um die administrativen Aufgaben kümmerte.

Der Erste Weltkrieg unterbrach die Zusammenarbeit. Paul Thol wurde am 1. April 1916 eingezogen. Er kam nicht an die Front, sondern diente als künstlerischer Berater des preußischen Kriegsministeriums im Infanterieregiment 24 in Neuruppin. Zu seinen Aufgaben gehörte

Dorfkirche Schönwalde, durch Paul Thol ergänzte Bärte auf dem Altargemälde; Foto: Annett Xenia Schulz



die Kriegsgräberinspektion in Lemberg und im belgischen Beverloo. Das hatte zur Folge, dass er auch in den Jahren nach dem Krieg an der Gestaltung von Kriegerdenkmälern für deutsche Soldatenfriedhöfe in Holland und Belgien beteiligt war. Am 19. Dezember 1918 wurde er aus der Armee entlassen und nahm seine Tätigkeit als Dekorationsmaler

wieder auf. Noch im gleichen Jahr wurde er Honorarlehrer an der Berliner Kunstgewerbeschule, nachdem sein Förderer Max Kutschmann die dortige Ausbildung der Dekorationsmaler reformiert hatte. Ein wesentlicher Bestandteil des Lehrplanes war die praxisnahe Ausbildung der Studenten in Werkstätten und Ateliers, die Aufträge außerhalb der Schule wahrnahmen.

In den 20er und 30er Jahren malte Paul Thol eine Vielzahl von Kirchen aus. Die Achtung der Lehrkräfte als geschätzte und hochqualifizierte Handwerker sowie der Bezug der Schule zum Kunstgewerbemuseum führten dazu, dass man den Werkstätten, die den künstlerischen Nachwuchs der Dekorationsmaler ausbildeten, die Restaurierung wertvoller Altäre und Tafelgemälde anvertraute. Leider ist das Archiv der Vereinigten Staatsschule für Bildende Künste in Berlin durch die Auslagerung nach Schlesien und Bombardierungen in Berlin weitestgehend verloren gegangen.

Zu den Aufgaben, an denen Paul Thol beteiligt war, gehörte auch die Mitarbeit an Restaurierungsarbeiten im Kloster Chorin. Erhalten sind von ihm gestaltete Einladungskarten für die jährliche Weihnachtsfeier der an der Restaurierung beteiligten Bauleute und Denkmalpfleger in Chorin. Gut dokumentiert ist seine Restaurierung, Rekonstruktion und farbige Neugestaltung des Innenraums der Marienkirche in Beeskow, die leider in den letzten Kriegstagen zerstört

wurde. Zu den Besonderheiten der Arbeiten von Paul Thol gehörte, dass er in den Kirchenräumen sowohl alte Malereien freilegte als auch Restaurierungsmaßnahmen ausführte. Dabei fügte er auch Details wie ornamentale Gestaltungen, Blumendekors, Spruchbänder und ähnliches hinzu. Komplette Neugestaltungen wie in der Marienkirche in Beeskow wurden im Sinne alter Malerei ausgeführt. Nur durch eine genaue Archivarbeit und akribische Farbbefunduntersuchung kann mancherorts der Umfang der Tholschen Ergänzungen im Nachhinein abgeschätzt werden. Am Altar in Börnicke (Havelland) unterscheiden sich die von Paul Thol ergänzten Ornamente nur in kleinsten Abweichungen sowie in der ockrigen Farbigkeit von den originalen Verzierungen der Barockzeit, die mit Goldauflagen ausgeführt sind.

In Material und Form mussten Thols Ausmalungen zum vorhandenen Bauwerk und seiner Umgebung passen. In der 1891 vollendeten neugotischen Pfarrkirche von Finow (Barnim) halten in den Gewölbefeldern des Chores Engelspaare Spruchbänder mit knappen biblischen Botschaften. Die Malerei sollte mittelalterlichen Fresken ähneln. Ähnliche Engelsfiguren und florale Musterrungen gestaltete Paul Thol im Chor der im 16. Jahrhundert umgebauten Trinitatiskirche in Finsterwalde. Seine schmalen langgestreckten Engelsfiguren und das gemalte Blumen-

Dorfkirche Brüssow, Detail der Empore; Foto: Matthias Gienke





Dorfkirche Dissen, Detail der Empore; Foto: Ricarda Roggahn

dekor begleiteten ihn bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Dabei veränderte sich seine Formensprache nur geringfügig und wirkte in der Nachkriegsmoderne sehr altertümlich.

Eine kleine Anzahl von Kirchenmalern, die in der Regel an keiner Ausschreibung teilnahmen und zu denen auch Paul Thol gehörte, wurden in den zwanziger und dreißiger Jahren von den Provinzialkonservatoren oder Kirchenbauräten im Zuge umfangreicher Renovierungs- und Baumaßnahmen empfohlen. Die Renovierungsmaßnahmen dieser Zeit beinhalteten häufig auch die Elektrifizierung der Kirchengebäude. Nach alten Vorbildern wurden Kronleuchter und Wandleuchten mit modernem elektrischem Licht konstruiert. Umfangreiche Artikel in der Zeitschrift „Die Dorfkirche“ beschreiben diese Bemühungen. Ein Teil dieser Leuchter ist von Paul Thol entworfen worden, wie in der Kirche in Dissen (Spree-Neiße). Da die Gestaltung der Innenräume jeweils einem Gesamtkonzept folgte, gibt es von Paul Thol auch Entwürfe für Altarleuchter und Antependien.

Auch am Kanzelaltar in der Kirche in Schönwalde (Dahme-Spreewald) finden sich noch heute die Spuren der Restaurierung von Paul Thol. Die Jünger und Heiligen in den erhaltenen barocken Gemälden des Retabels wurden mit schwarzen Knopfaugen, gezwirbelten Bärten und neuen Umhängen

aufgefrischt. Auf der Innenseite der Predella blieb eine verwischte Kreideinschrift des Künstlers erhalten

In seinen kirchlichen Ausmalungen verwendete Paul Thol als Motiv häufig Blumen, die ähnlich Streublumen dekorativ verteilt sind. Blumenbänder bilden die Rahmen für biblische Sprüche und bildliche Darstellungen. Blumenbilder, pflanzliche Naturstudien und Landschaftsmalerei wurden immer wieder ausgeführt. Und auch in seiner Freizeit bevorzugte er eine naturalistische Malerei, deren Charakteristik sich über Jahrzehnte nur wenig änderte; moderne Kunstrichtungen wie der Expressionismus wurden von ihm strikt abgelehnt und diffamiert. Details seiner Landschaftsmalerei finden sich in den Hintergründen seiner Darstellung biblischer Szenen, die an zeittypische Buchillustrationen erinnern. Manchmal führte er diese auch auf Papier aus, das dann auf den Holzträger aufgezogen wurde, wie an der ehemaligen Emporenbrüstung in der Dorfkirche Ruhlsdorf (Barnim).

Die Wahl der Motive und das dekorative Beiwerk bestimmten in der Regel die Auftraggeber. Nach den Auftragsvergaben fertigte der Kirchenmaler farbige maßstabsgetreue Entwürfe an. Diese wurden dann den Gemeindegemeinderäten, Patronatsherren und Stiftern vorgestellt und diskutiert. Nach 1933 ließ Paul Thol in seine Ausmalungen auch na-

tionalsozialistische Symbole einfließen, die nach 1945 wieder entfernt worden sind. So waren in der Kirche von Brüssow (Uckermark) neben biblischen Gleichnissen und Sprüchen auch ornamental verwendete Hakenkreuze zu sehen. Zum Zeitpunkt der Renovierung wirkte der spätere Berliner Bischof Albrecht Schönherr (1911-2009), einer der wichtigsten Vertreter der Bekennenden Kirche, als Pfarrer in Brüssow. Patronatsherr war der von Hitler verehrte preußische Generalfeldmarschall August von Mackensen.

Am 1. Oktober 1933 wurde Paul Thol als außerordentlicher Professor an die Vereinigten Staatsschulen für freie und angewandte Kunst berufen. Dieser Ernennung vorausgegangen war die Entlassung und Diffamierung herausragender Künstler, die als Lehrer seit den 20er Jahren die Schule geprägt und zu einer hohen künstlerischen Qualität geführt hatten. Ab 5. März 1939 war er ordentlicher Professor. Er war nicht nur Leiter der Denkmalsklasse und der Klasse für dekorative Malerei, sondern leitete auch die Werkstatt für Denkmalpflege.

Bei einem schweren Bombenangriff am 22. November 1943 wurde die Hochschule in der Hardenbergstraße so schwer beschädigt, dass weiterer Unterricht nicht mehr möglich war. Der Schulbetrieb wurde mit allen Studenten und Lehrkräften nach Niederschlesien evakuiert.

Zu diesem Zeitpunkt war die Klasse für dekorative Malerei von Paul Thol ohne Schüler. Die Werkstatt für Denkmalpflege, die ihre Aufgaben zunehmend in der Sicherung und Zurechtung beweglichen Kunstgutes sah, blieb trotz Evakuierung in Berlin. Paul Thol koordinierte seit 1943 als Reichskunstwart in der kirchlichen Denkmalpflege die Schutzmaßnahmen, mit denen man nach den ersten Bombenangriffen 1940 auf das Reichsgebiet hektisch begonnen hatte. Seine Einschätzung über den kunsthistorischen Wert der kirchlichen Inventare entschied über Auslagerung oder Verbleib in der jeweiligen Kirche. Verschiedene Runderlasse der obersten Denkmalsbehörde sollten die Schutzmaßnahmen regeln. Zu den Aufgaben von Paul Thol gehörte auch die Kontrolle der kirchlichen Räumlichkeiten, in denen bei einer Einlagerung der wertvollen Skulpturen, Gemälde und Altäre die Temperaturen nicht über 60° C steigen durften. Außerdem experimentierte man mit asbesthaltigen Emaillefarben in den Dachstühlen der Kirchen, um einen gewissen Feuerschutz zu erproben und erteilte der Reichsanstalt der Luftwaffe für Luftschutz den Auftrag, die Wirkung von Kampfstoffen auf Gemäldeoberflächen zu untersuchen. Als in Rostock aus der brennenden Nikolaikirche Teile der wertvollen Ausstattung gerettet wurden, reiste Paul Thol im September 1944 nach Belitz bei Laage, um die dorthin gebrachten mittelalterlichen Holztafeln und Gemälde zu restaurieren. Dabei festigte er die abgeblätterte Malerei und Farbfassung weiterer erhaltener Skulpturen.

Nach Kriegsende war er erst einmal arbeitslos und nutzte die Zeit, um in Potsdam die Zerstörungen der Stadt in Bleistiftzeichnungen festzuhalten. Eine Rückkehr an die Hochschule als Lehrer war auf Grund seiner Verstrickungen in den Nationalsozialismus nicht mehr möglich. In dieser Zeit beaufsichtigte Paul Thol den Wiederaufbau verschiedener brandenburgischer Kirchen wie der Cottbuser Oberkirche. Zu einem Arbeitsschwerpunkt wurde die Gestaltung von Glasfenstern. So sind von ihm fünf Glasfenster für den Wieder-

aufbau des Brandenburger Doms entworfen und ausgeführt worden.

Die Währungsreform 1947 entzog den in Westberlin lebenden Malern der Werkstatt von Paul Thol die wirtschaftliche Grundlage, denn sie führten Restaurierungen und Ausmalungen für die evangelische Kirche in der sowjetischen Besatzungszone aus. Von ihren im Osten erwirtschafteten Geldern konnten sie in Westberlin nicht leben. Ab 1948 leitete Thol die Planungen für den Wiederaufbau der Städte Gelsenkirchen und Hagen sowie der Kirchen in Gladbeck, Lüdenscheid und Eisbergen. Er zog mit der gesamten Werkstatt, den Mitarbeitern und seiner Familie nach Gelsenkirchen um. Am 3. August 1956 verstarb Paul Thol plötzlich während der Ausmalungsarbeiten in einer Lüdenscheider Kirche.



*Dorfkirche Dissen, Tafelbild;
Foto: Ricarda Roggahn*



Fachtagung des Förderkreises
Alte Kirchen Berlin-Brandenburg
e.V. in Kooperation mit dem
Brandenburgischen Landesamt
für Denkmalpflege

MITTELALTERLICHE WANDMALEREIEN IN DER MARK BRANDENBURG UND IN NACHBARREGIONEN

**Fachtagung in Demerthin am
Freitag, dem 19. Juni 2015**

In zahlreichen Kirchen Nordost- und Mitteldeutschlands finden sich bedeutende Wandmalereien aus mittelalterlicher Zeit. Kaum eine Kunstgattung ist in ähnlichem Umfang erhalten, blieb aber großenteils unbekannt. Zyklen wie der jüngst durch eine Publikation in den Fokus gerückte in der Dorfkirche zu Demerthin (spätes 15. Jh.) zeugen von der ikonographischen und künstlerischen Vielschichtigkeit, die für die kunst-, landes- und frömmigkeitsgeschichtliche Forschung viel zu bieten haben.

In der Tagung werden ausgewählte und großenteils unbekanntere Wandmalereien vorgestellt. Neben den Berichten aus laufenden Forschungs- und Erfassungsprojekten wird auch die Erhaltung und Konservierung der Wandmalereien ein wichtiges Thema sein.

Weitere Informationen unter
[www.altkirchen.de/Frameliste/
Veranstaltungen.htm](http://www.altkirchen.de/Frameliste/Veranstaltungen.htm)

Susanne Gloger

Eine Bilderbibel in leuchtenden Farben

Moderne Kunst von Eva-Maria Viebeg in Töplitz

Susanne Gloger ist Kunsthistorikerin und Referentin beim Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e. V.



Altar von Eva-Maria Viebeg in der Dorfkirche Töplitz; Foto: Stefan Kulczak

Das Dorf Töplitz liegt auf einer Insel westlich von Potsdam. Umgeben von Seen und dem Sacrow-Paretzer Kanal, breitet sich eine eiszeitlich geprägte hügelige Wiesenlandschaft aus. Bereits Anfang des 14. Jahrhunderts wird Töplitz urkundlich erwähnt, es gehörte zum Besitz des Klosters Lehnin. 1760/1770 wurde die schlichte barocke Dorfkirche errichtet, offenbar an Stelle eines mittelalterlichen Vorgängerbaus, denn Töplitz war immer Mutterkirche für die anderen Dörfer auf dem kleinen Werder.

Heute, frisch restauriert, birgt die Kirche einen außergewöhnlichen Schatz. Die Malerin Eva-Maria Viebeg (* 1948) schuf 2001 einen Altaraufsatz, der Szenen aus dem Alten und Neuen Testament darstellt. Auf den ersten Blick wie ein Triptychon wirkend, erkennt man bei genauerer Betrachtung vier Flügel. Der gesamte Altar lässt sich dank des handwerklichen Geschickes eines Gemeindeglieds um die eigene Achse drehen, so dass insgesamt zehn Bildtafeln zu sehen sind. Geht man um den Altar

herum, blättert sich ein Bilderbuch auf, das im Sinne einer *bible moralisée* die Bibel in leuchtenden Farben illustriert. Ungewöhnlich für einen evangelischen Altar, steht hier nicht die Kreuzigungsszene im Mittelpunkt. Auch Abendmahl oder Auferstehung sind nicht abgebildet. Der Töplitzer Flügelaltar bietet ein typologisch eigenes theologisches Programm.

Das **Mittelbild** stellt die Sturmstillung auf dem See Genezareth dar. Auf einer fast das gesamte Bild einnehmenden wild bewegten dunklen Wasserfläche schläft Jesus inmitten seiner verzagten Jünger in einem kleinen Nachen. Verzweifelt und verschreckt kauern sie in dem umtosten Boot, während ihr Meister ruhig in eine Aureole gebettet schlummert. Am fernen Horizont erscheint, von einem Regenbogen überfangen im Dreieck der Trinität leuchtend, das Auge Gottes, eine Taube schwebt verheißungsvoll über dem unruhigen Wasser. Der Text aus dem Lukasevangelium am Fuß des Bildes erzählt die Geschichte in knappen Worten weiter „... *Da stand er auf und*

bedrohte den Wind und die Woge des Wassers; und es ließ ab, und ward eine Stille.“ Die beiden ersten Flügel zeigen Szenen aus dem Alten Testament: links den Propheten Jona und rechts Ruth. **Jona**, der den Auftrag Gottes, der assyrischen Hauptstadt Ninive ein göttliches Strafgericht anzudrohen, nicht ausführt, ist gleichzeitig verzweifelt in den Tiefen des Meeres und auch im Leib des Fisches zu sehen, der ihn nach drei Tagen der reuigen Gebete an Land speit. Über den tiefgründigen Meeresfluten, in denen sich allerlei Fische tummeln, steht eine verdunkelte Sonne; nur ein dünner heller Reif ist zu erkennen. Der Walfisch schwimmt mit Jona bereits in lichtem Gewässer, seine glitzernde Fontäne verheißt die Nähe des rettenden Ufers. Nur die göttliche Gnade, die Jona Ninive wehren will, rettet ihn selbst.

Ruth steht lichtumflossen auf einem weiten Feld und liest Ähren, die sie in ihr schlichtes gerafftes Gewand sammelt, im Hintergrund arbeiten die Schnitter. Am hohen Horizont kann man unter der glühenden Sonne zwei

Figuren ausmachen. Die Ausländerin aus dem feindlichen Moab folgte solidarisch ihrer Schwiegermutter zurück nach Bethlehem: „Wo Du hingehst, da will ich auch hingehen“, und unterstützt die Witwe durch ihre Arbeit auf dem Feld des frommen Boas, der die Gebote achtet: so soll für die Armen ein Streifen Getreide stehen bleiben und sie dürfen Nachlese halten. Nachdem Boas sie geheiratet hat, wird sie zur Stammutter des Hauses David und somit nach biblischem Verständnis zur Ahnin Jesu.

Sind die ersten beiden Flügel vor das Mittelbild geklappt, erblickt man auf vier Tafeln zentrale Szenen aus der Heilsgeschichte der Bibel.

Ganz links stehen Adam und Eva in dem blühenden **Paradiesgarten**. Selbstbewusst schaut Eva, den Granatapfel bereits in ihrer Hand, während Adam etwas zögerlich den Arm hinter seinen Kopf legt. Die Schlange zwischen ihnen entfernt sich fast unmerklich, kaum ist sie auszumachen in der Frühlingswiese, die sich in altmeisterlicher Manier mit Kaiserkronen, Himmelsschlüsseln und allerlei Getier vor dem Menschenpaar ausbreitet. Noch stehen sie in unschuldiger Nacktheit inmitten eines Obstgartens, dessen Bäume voller Früchte hängen.

Daneben ist in warmen Rottönen die Geburtsszene Jesu in **Bethlehem** dargestellt. Eine ernst blickende Maria legt ihr Kind an die Brust,



ergriffen betrachten Josef und eine weitere Figur Mutter und Kind. Darum versammelt sind Ochse und Esel, Kamele drängen sich heran und Maria zu Füßen liegen Löwe und Lamm friedlich in messianischem Tierfrieden vereint. Über dem Feld verkündet der Engel den Hirten die frohe Botschaft und am Horizont nahen bereits die dem Stern folgenden drei Könige. Die aufgeblühte Lilie als Mariensymbol steht neben einem Hahn, der bereits auf die nächste Tafel hinweist.

Die Kreuzigung auf dem Berg **Golgatha** wird aus weiter Distanz geschildert. Nur skizzenhaft angedeutet stehen die drei Kreuze im gleißenden Licht. Die Sonne jedoch hat sich verdunkelt, die Erde ist erschüttert und Düsternis liegt über der Welt. Drei Gestalten lösen sich aus dem Dunkel und nähern sich trauernd der Stätte. Am unteren Bildrand würfeln die Schächer um den Rock des ermordeten Jesus. Das Entsetzen scheint grenzenlos, zu dramatisch, um es malerisch auszuformulieren. Nichts Tröstliches ist zu erblicken.

Rechts daneben **Jakobs Traum**, ein Motiv, das typologisch in Verbindung zur Kreuzigung gebracht werden kann. Jakob, der Bruder und Vater betrogen hat, legt sich während der Flucht auf einen Stein, um zu schlafen. Im Traum sieht er eine Leiter, die sich an den Himmel lehnt und an der Engel auf- und absteigen. Am Ende der Leiter erblickt er Gott, der ihn segnet und zum Stammvater Israels macht. Eva-Maria Viebeg deutet die Leiter nur an; das Auge Gottes sendet aus dunkler Nacht einen sanften kühlen Lichtstrahl auf den entspannt schlafenden Jakob. Zarte Engelswesen schwirren in Scharen darin auf und nieder.

Dreht man den gesamten Altar um seine Achse, zeigt die Mitteltafel einen verzweiften Jesus im Garten **Gethsemane**. Unter zerzausten Olivenbäumen lagern verstreut die schlafenden Jünger, die nicht nach seinem Wunsch in dieser Nacht mit ihm zu wachen vermochten, ihn nicht in seiner schweren Stunde des Zweifels unterstützen. Fahles Licht in schwarzblauer Nacht beleuchtet einen fragilen Menschen in Todesangst, der, verlassen seinem Schicksal entgegensehend, fragt: „Könnt Ihr denn nicht eine Stunde mit mir wachen?“

Die linke Seitentafel schildert den Einzug **Jesu in Jerusalem**. Der kleinwüchsige Zöllner Zachäus ist auf einen Baum geklettert, um das Spektakel

Ruth auf dem Felde



Jona und der Wal

beobachten zu können. Trotz der allgemeinen Verachtung, der er durch seinen Reichtum und die Kollaboration mit den Römern ausgesetzt ist, spricht Jesus ihn an und will in seinem Haus einkehren. Verblüfft und murrend nehmen die Menschen sein Verhalten wahr, Zachäus jedoch gelobt Änderung ob dieser unerwarteten Zuwendung.

Auch die rechte Seitentafel schildert eine Begebenheit aus dem Leben Jesu. Genötigt, über eine **Ehebrecherin** zu urteilen, lässt er sich versunken nieder und schreibt in den Sand. Mit dieser Geste, mit dem „in den Staub schreiben“, gibt er den Anklägern die Möglichkeit, ohne Gesichtsverlust von dem grausamen Urteil abzulassen. Die entblößte Sünderin erwartet starr ihr Schicksal. „Wer ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein.“

Mit dem Töplitzer Altar hat Eva-Maria Viebeg einen biblischen Zyklus geschaffen, der von Vertrauen, Solidarität und der allgegenwärtigen göttlichen Gnade kündigt. Unter hohen Horizonten in vertrauter märkischer oder in karger mediterraner Landschaft entwickelt die Künstlerin in glühenden Farben eine Kosmologie des Alten und des Neuen Bundes. Erde und Wasser, nachtblauer und lichter Himmel, Tiere und Menschen werden von göttlichem Licht auch in der größten Dunkelheit und Not wunderbar umfassen.

Hans Krag

Die Tragödie von Halbe

Wird die Dankeskirche ein Ort des Gedenkens?



Dr. Hans Krag ist Mitglied im Vorstand des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e. V.

Nachdem am 15. April 1945 die Rote Armee an den Seelower Höhen zwischen Frankfurt/O. und Küstrin die deutsche Verteidigungslinie durchbrach und wenig später auch bei Guben über die Neiße ging, trafen beide Armeespitzen nach Vormärschen entlang der Autobahnen Frankfurt-Berlin und Cottbus-Berlin am 24. April bei Bohnsdorf/Schönefeld aufeinander. Der Südflügel der nach Osten ausgerichteten deutschen Heeresgruppe Weichsel mit der 9. Armee (General Busse) und Resten der 4. Panzerarmee war eingeschlossen.

Im Westen stand am rechten Elbeufer die 12. Armee unter General Wenck den Amerikanern gegenüber. Der russische Vorstoß aus Guben drängte sie nun in eine Lage zwischen Amerikanern und Russen, die allerdings nicht zusammen wirkten. Auch Wenck musste nun, mit den Amerikanern im Rücken, in Richtung Osten kämpfen. Seine Ostfront und Busses 9. Armee waren ungefähr 60 Kilometer voneinander getrennt.

Der Einschließungsring um die 9. Armee wurde nun von allen Seiten immer enger. Es wurden Teile abgespalten, kleine Kessel bildeten sich und wurden einer nach dem anderen vernichtet. Was dies für die Eingeschlossenen bedeutete, kann man nur erahnen. Bei den Soldaten befanden sich Tausende von Flüchtlingen aus dem Osten, die den Schutz der Armee gesucht hatten und nun deren Schicksal teilten. Ein Augenzeuge berichtet: „Der Kessel Prieros hatte etwa 16 bis 21 km Durchmesser ... In dem Kessel waren etwa 10.000 bis 14.000 deutsche Soldaten aller Waffengattungen und dazu an die 20.000 Zivilisten mit Viehherden, Einzelvieh,

Gedenkstätte für die Kriegstoten in der Dorfkirche Halbe; Fotos: Hans Krag

Die Tragödie von Halbe

Hausgerät, mit Familien, Frauen und Kindern, teils zu Fuß, teils mit gespannten Fahrzeugen, Handkarren. Dies alles unter andauerndem Artillerie-, Granatwerferbeschuss und Fliegerangriffen der Russen. Etwas trafen sie immer. Der Zustand im Kessel war grauenhaft. Soldaten, Zivilisten, Kinder, Frauen und Fahrzeuge bewegten sich im Kreise, um dem Beschuss zu entgehen, wie ein tausendfüßiger Riesenwurm, sich selbst in den Schwanz beißend. Es erschossen sich Offiziere, Soldaten, Zivilisten mit ihren Familien, ganze Gruppen deutscher Menschen. Erschüttert, fassungslos, hilflos stand ich diesem Geschehen gegenüber.“ Aus vielen Teilkesseln wurden Ausbruchsversuche gemacht, die alle im sowjetischen Feuer liegen blieben. Es wurde klar, dass einzig der Kessel von Halbe Ausgangspunkt für einen erfolgreichen Durchbruch sein könnte. Der Halber Kessel war am 27.4. auf 10x14 Kilometer reduziert worden, die Führung der 9. Armee sprach sogar von 3x5 Kilometer. Das Dorf hatte mehrmals den Besitzer gewechselt und war am 28.4. in

deutscher Hand. Die Munition reichte noch für zwei Tage, der Treibstoff nur noch für einige Fahrzeuge. Auch die Armee Wenck stand in schwerem Abwehrkampf, hatte sich jedoch bis Beelitz vorgeschoben. Busse und Wenck hatten nur noch ein Ziel: möglichst viele Menschen im Osten zu retten und zu den amerikanischen Linien zu bringen. Am Ausbruchs- tag, dem 28.4., sollen sich im Kessel von Halbe noch ca. 50.000 Soldaten (?) und 15.000 Zivilisten befunden haben. Noch kampffähige Kräfte wurden am Ausbruchspunkt zusammengezogen, das Benzin aus allen Kfz. für Panzer und Kampfwagen umgefüllt und alle unbrauchbaren Fahrzeuge und Ausrüstung angezündet. Die Reihenfolge war: „gepanzerte Fahrzeuge mit den kampffähigen und -willigen Soldaten an der Spitze; es folgten die unterschiedlichsten Fahrzeuge mit Verwundeten und schließlich die einmal größer, dann wieder kleiner werdende Gruppe mitlaufender Soldaten und Zivilisten.“ Mehrere Gruppen kämpften sich durch ein mörderisches Gegenfeuer, zum Teil mussten sie im

Feuer früher errichtete Panzersperren abbauen.

„Der Weg von der Kirche, die von deutschen Granatwerfern zusammengeschoßen worden war, bot nach übereinstimmenden Berichten Überlebender das gleiche grauenhafte Bild wie andere Durchbruchsabschnitte: übereinander liegende Tote, von Panzerketten überfahrene Menschen, um Hilfe schreiende Verwundete. Zwischen Zivilisten und Soldaten gab es keinen Unterschied mehr.“ Helden? Nein, wer noch konnte, versuchte, sein Leben zu retten – das war alles. Am 2. Mai erreichten die Reste der 9. Armee die 12. Armee bei Beelitz. Am 7. Mai erreichten beide Armeen die Elbe und ergaben sich den Amerikanern.

Die deutschen Verluste im Halber Kessel sollen 60.000 Tote und Verwundete betragen haben. Die Zahl der getöteten Zivilisten ist unbekannt. 30.000 Soldaten und ca. 5.000 Zivilisten hatten den Durchbruch geschafft. Zurück blieben Felder und Wälder voll von Trümmern und Toten. Die Dörfer im Kampfgebiet hatten schwer gelitten – darunter auch Halbe.



Innenraum nach Westen

Die Dankeskirche in Halbe ist eine „Kriegskirche“. Sie wurde 1914 vor Beginn des Ersten Weltkrieges geweiht und hat sicherlich mehr Kummer erlebt als Freude. Im Stil der Zeit ist sie eine verputzte neubarocke Saalkirche mit eingezogenem halbrundem Chor und vorgestelltem mehrfach abgestuftem Westturm. Wie Theaterlogen schwingen sich die Emporen zwischen den Pfeilern vor, über der Westempore steht die heute kaum noch bespielbare Sauer-Orgel. Farbige, in Blei gefasste Fensterbilder erzählen aus dem Neuen Testament. Die Kirche hat 450 Sitzplätze. Die Kriegshandlungen zerstörten den oberen Teil des Turmes, doch das Schiff wurde nur wenig beschädigt. 1953 konnte der Turm – gekürzt – wieder hergestellt werden. Die benutzten Bau- und Konservierungsmaterialien waren aber nicht von bester Qualität und so sehen wir heute ein Kirchengebäude, das dringend saniert werden muss. Putz fällt in großen Fladen vom Turm, so dass die Besucher durch Netze geschützt werden müssen, innen gibt es Risse und Wasserflecken sowie Flecken von Holzschutzmitteln an Decke und Wänden, die Orgel ist für die früher oft abgehaltenen Konzerte nicht mehr nutzbar. Dies sind Mängel, die wir an vielen Dorfkirchen in Brandenburg beklagen. Hier liegt der Hauptmangel aber ganz woanders: es gibt keine würdige Gedenkstätte für die Toten von Halbe.

In der Kirche selbst erinnert eine schmale Nische mit Kruzifix, Kränzen und Totenbuch an die Opfer – etwas verschämt, weil man mit der Behandlung von deutschen Kriegsoffizieren in der DDR zurückhaltend sein musste. Es bietet sich an, die Kirche von Halbe im Zuge der Sanierung zu einer Gedenkkirche umzugestalten, die für Gottesdienste und Kulturveranstaltungen genutzt werden kann, gleichzeitig aber auch Trauernden eine würdige Umgebung in Geborgen-



Gedenkstätte für die Kriegstoten in der Dorfkirche Halbe

heit bietet, wo sie mit ihren Gefühlen allein sein können. Neben dem Dorf befindet sich einer der größten Kriegsriedhöfe Deutschlands, neben der Kirche ist auch die Zentrale der Deutschen Kriegsgräberfürsorge in Brandenburg, hier ist ein Ort, zu dem Menschen kommen, deren Angehörige bei den Kämpfen ums Leben kamen und mit Namen gekennzeichnete Gräber haben, aber auch Menschen, die nur glauben, dass sie hier Angehörige verloren haben, auch wenn diese nie gefunden worden sind – Menschen, die nach dem Friedhofsbesuch oder nach einer Erkundigung bei der Kriegsgräberfürsorge nur einen Platz für stilles Gedenken suchen.

Flüchtlinge aus den Ostprovinzen, bekannt oder anonym, Soldaten aus allen Teilen des damaligen Deutschen Reiches haben in Halbe die letzte Ruhe gefunden. Es sollte eine nationale Aufgabe sein, diese Erinnerungsstätte zu pflegen und die Kirche endlich als Ort des Gedenkens wieder herzustellen. 2014 feierte die Kirche ihr 100jähriges Jubiläum; wie sehr hatten Pfarrer, Förderverein und Gemeinde gehofft, diesen Jahrestag in

einer renovierten Kirche begehen zu können. Ganz profan: das angesparte und gesammelte Geld reichte nicht.

Dabei würde die Kirche nicht nur Gedenkstätte sein. Die Dorfbevölkerung hat sie längst auch als ihr Zentrum nicht nur für Gottesdienste sondern auch für kulturelle Veranstaltungen angenommen, denn Halbe ist wieder ein lebendiges Dorf. Christen und Nicht-Christen würden profitieren – das stärkt auf die Dauer die Verbundenheit aller mit ihrer Kirche und gibt ihr, wie auch der Dorfgemeinschaft, eine Zukunft.

70 Jahre ist der Krieg nun vorbei; Jahre, in denen sich unsere Heimat im Frieden aus einem Trümmerfeld zu einem der reichsten Länder entwickelt hat. Ist es da nicht beschämend, wenn es gerade dort an Geld fehlt, wo eine Erinnerungsstätte Mahnung sein sollte, und ein ganzes Dorf sich engagiert?

(Fakten und Zitate aus: Richard Lakowski/Karl Stich, „Der Kessel von Halbe“, 5. Aufl., Verlag E.S. Mittler & Sohn, Hamburg – Berlin – Bonn 2013, Seiten 104,121,122 u.a. und aus: Cornelius Ryan, „Der letzte Kampf“, Droemersch Verlaganstalt Th. Knauer Nachf., München 1975, Seite 403 u.a.)

100-Jahrfeier der Dankeskirche 2014

Eva Gonda

Als die Waffen schwiegen

Franz Ehmke half, Tausenden von Opfern in Halbe eine würdige Ruhestätte zu bereiten

Eva Gonda, Journalistin, ist Redakteurin von „Alte Kirchen“, dem Mitteilungsblatt des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V.

Im April vor siebzig Jahren tobt süd-östlich von Berlin die letzte große Schlacht des Zweiten Weltkriegs. Im Kessel von Halbe sind rund 200 000 deutsche Soldaten eingeschlossen, kämpfen chancenlos gegen eine Übermacht sowjetischer Truppen. In den Dörfern suchen Greise, Frauen und Kinder in Todesangst Schutz, den es nicht gibt. Als am 1. Mai 1945 die Waffen schweigen, liegt Totenstille über der aufgewühlten, verbrannten, verwüsteten Erde. Sie ist übersät mit zerschossenen Armeefahrzeugen, Panzerwracks, zersprengter Munition, noch schwelenden Geschützen, Gewehren, zersplitterten Bäumen, Pferdekadavern – und mit Zehntausenden Toten. Und es ist kaum noch jemand da, sie zu begraben und Verwundeten zu helfen.

Franz Ehmke, Jahrgang 1928, hätte unter den Opfern sein können. Er war 1944 von der Schulbank weg zu den Flak-Helfern gekommen und noch im März 1945 zur Infanterie eingezogen worden. Dass er nicht wie viele seiner gleichaltrigen Kameraden in

die Hölle von Halbe geriet, dass er aus diesen letzten dramatischen Kriegswochen nach kurzer Gefangenschaft heil davon gekommen ist, dafür ist der heute in Berlin-Niederschönhausen lebende 87-Jährige noch immer zutiefst dankbar.

Und doch machte er bald nach dem Krieg enge Bekanntschaft mit dem Schlachtfeld Halbe, und die ließ ihn die Schrecken und Grausamkeiten des Krieges hautnah nachempfinden. Sein erster Auftrag als gerade ausgebildeter Garten- und Landschaftsgestalter hatte ihn nach Halbe geführt, wo 1951 in einem Waldgelände mit der Anlage eines Zentralfriedhofes begonnen worden war. Er war dabei, als die Toten – in der Not der ersten Nachkriegstage in Granattrichtern, auf Feldern, im Wald, an Straßenrändern verscharrt oder in Vorgärten provisorisch bestattet – geborgen und auf einem Pferdewagen herangekarrt wurden, um endlich eine würdige Ruhestätte zu finden.

Dieses Gedenken an die gefallenen deutschen Soldaten war von der DDR-Führung keinesfalls erwünscht. Für die sowjetischen Opfer hatte die Rote Armee inzwischen in den umliegenden Dörfern Ehrenhaine anlegen lassen. Die unzähligen Massengräber und verstreut liegenden Grabstätten deutscher Soldaten waren für Pfarrer Ernst Teichmann (1906 – 1983) aus Schierke im Harz Anlass, sich nach Halbe versetzen zu lassen und sich um eine Zusammenführung der Toten zu bemühen. Gegen viele Widerstände erreichte er mit unerschütterlicher Beharrlichkeit und mit der Unterstützung der Berlin-Brandenburgischen Kirche, dass diese Gedenkstätte schließlich angelegt werden durfte. Die Landesregierung Brandenburg hatte den Landschaftsarchi-



tekten Walter Funke mit dem Entwurf beauftragt. Die örtliche Bauleitung hatte Franz Ehmke, der später auch die Aufgaben Funkes übernahm.

„Es sollte kein ‚Heldenfriedhof‘ entstehen“, sagt Franz Ehmke und bezieht sich auf die Worte Ernst Teichmanns: „Die Soldaten starben nicht als Helden, sondern als Menschen, die auf eine Heimkehr in eine friedliche Welt gehofft hatten.“ Heute ruhen sie in einem Gelände, das den ursprünglichen Charakter des lichten Kiefernwaldes und der schlichten Heidelandschaft weitgehend bewahrt hat. Die Gräber schmiegen sich dem sanften Schwung der Hügel an. „Die gefallenen Soldaten sollten nicht auch noch im Tod in Reih und Glied an-treten müssen“, erklärt Franz Ehmke die Grundkonzeption der Anlage, die heute unter Denkmalschutz steht.

Ursprünglich hatte man mit etwa 10 000 Toten gerechnet, die hierher umgebettet werden sollten. Bei den Ausgrabungen war eine Identifizierung zumeist nicht mehr möglich. Beauftragt mit den Exhumierungen war eine Firma, die eigentlich für Schädlingsbekämpfung zuständig war. Reguläre Bestatter gab es bei weitem nicht genug. Franz Ehmke hat seine Erinnerungen an diese Tage und Wochen, an Leichengeruch und kaum zu ertragendes Grauen in seinem Buch „Sommergras“ festgehalten. An seinem Schreibtisch zwischen hohen Bücherregalen schaltet er die schöne alte Hängelampe ein, um ein paar Zeilen vorzulesen:



Franz Ehmke in seinem Arbeitszimmer 2014; Fotos: Eva Gonda

„Auf einem Pritschenwagen für Kartoffeln, Rüben und Getreidesäcke kommen sie, von einem Pferd langsam über den sandigen Fahrweg hochgezogen, auf dem vorgesehenen hügeligen Waldgelände an, die toten Krieger, Knochen in Papiersäcken, mit Namen versehen oder ohne, unbekannt. Dann wird abgeladen, einer nach dem anderen, und ohne viel Aufhebens, ohne Trommelwirbel geht es hinab, dicht an dicht in die Tage zuvor ausgehobenen Gruben.“

Öfter musste er mit in den Wald gehen, mit einer Eisenstange Gräber aufspüren. Ein Umbetter leitete ihn an. „Der für sein jugendliches Alter äußerst wortkarge Mann hat ein Auge für in Frage kommende Stellen und ein feines Gespür in den Händen, unterscheidet fast auf Anhieb zwischen Stein, Wurzel oder Knochen unten im Boden. Nur selten wird an den von ihm bezeichneten Stellen umsonst gegraben.“

Bald stellte sich heraus, dass die ursprünglich für die Bestattungen vorgesehene Fläche bei weitem nicht ausreichen würde. Mindestens weitere 10 000 Tote waren beizusetzen. Ein angrenzendes Waldstück wurde in die Anlage einbezogen und von Franz Ehmke im Sinne der Gesamtkonzeption gestaltet.

1952 trafen Transporte mit mehreren Hundert weiteren Toten ein. Diese Menschen waren nicht im Zweiten Weltkrieg ums Leben gekommen. Sie starben in den ersten Nachkriegsjahren im sowjetischen Speziallager Ketschendorf südlich von Fürstwalde. Rund 20 000 Deutsche waren hier zwischen April 1945 und Februar 1947 gefangen gehalten worden, darunter etwa 2 000 Jugendliche unter dem Generalverdacht, der Organisation „Werwolf“ angehört zu haben. Mehr als die Hälfte der jungen Menschen starb an Seuchen und Hunger. Die insgesamt mindestens 6 000 Opfer der erbärmlichen Haftbedingungen waren in Massengräbern neben dem Lager verscharrt worden. Bei Ausschachtungsarbeiten nahe der Autobahn hatte man Jahre später unzählige Leichen entdeckt. Auf Initiative

von Pfarrer Teichmann wurden sie nach Halbe umgebettet – das Ganze unter größter Geheimhaltung. Die DDR-Führung war nicht daran interessiert, dass etwas darüber bekannt wurde. Auch später war absolutes Stillschweigen geboten. Die Toten aus Ketschendorf ruhen heute in einem eigenen Gräberfeld.

Der Waldfriedhof Halbe ist eine der größten Kriegsgräberstätten Deutschlands. Mehr als 28 000 Menschen sind hier bestattet, neben den gefallenen Soldaten auch andere Opfer: in Tegel hingerichtete Deserteure der Wehrmacht, sowjetische Zwangsarbeiter, ausländische Internierte und Zivilpersonen, darunter Kinder, unschuldig hineingerissen in die Hölle von Halbe. Auf den elf großen Grabfeldern nennen schlichte Steinplatten Namen, viel öfter aber ist das Wort „unbekannt“ in den Stein gemeißelt worden. Ein Namenbuch im Gedenkraum gibt Auskunft über jene Opfer, deren Identität ermittelt werden konnte.

„Für den leicht erhöhten Feierplatz im Zentrum der Anlage hatte Pfarrer Teichmann ein schlichtes Mahnkreuz vorgeschlagen“, erzählt Franz Ehmke. „Das stieß sofort auf strikte Ablehnung bei den DDR-Behörden. Christliche Symbolik, auch als Grabkennzeichnung, war nicht erwünscht.“ Das große Eichenholzkreuz, das Pfarrer Teichmann hatte anfertigen lassen, vermoderte in den folgenden Jahren auf dem Pfarrhof.

Erst nach seinem Tode ging der Wunsch des Pfarrers in Erfüllung. Eine großzügige Spende ermöglichte bald nach der Wende die Anfertigung eines Hochkreuzes, errichtet von der Kirchengemeinde Märkisch-Buchholz. Heute erhebt es sich an markanter Stelle weithin sichtbar als deutliches christliches Symbol des Friedhofs.

Gern hätte Franz Ehmke auch gesehen, dass die geplante Sichtschneise zur Kirche im Dorf Halbe verwirklicht worden wäre. Das Gotteshaus, dessen Glockengeläut oft über die stillen Grabfelder klingt, ist die einzige kirchliche Gedenkstätte für die Opfer der Kesselschlacht. Die Kirche zeigt noch heute Spuren des Krieges; ein Förderverein ringt hartnäckig um die Sanierung und Erhaltung.

Im Jahr 2002 übernahm der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V. die Pflege dieser bedeutendsten Anlage in Brandenburg. Seitdem wurde in Abstimmung mit den verschiedenen zuständigen Institutionen behutsam an der Instandhaltung und an der Verbesserung des Zustandes



gearbeitet: Verwitterte, nicht mehr lesbare Grabzeichen wurden ersetzt, Symbolkreuzgruppen aufgestellt; an die Opfer des Lagers Ketschendorf erinnern heute 49 Platten mit rund 4 600 Namen, die ermittelt werden konnten; die Belegungsflächen wurden neu begrünt mit leicht zu mähenem Rasen – eine rundum ordentlich gepflegte, überschaubare Anlage also. Die gefällt dem Gärtner und Landschaftsgestalter Franz Ehmke nicht so recht. Der ursprünglich angesäte Wildrasen sei diesem besonderen Ort angemessener gewesen. „Heidekraut und Schafschwingel, im Wind schwankendes Silber- und Zittergras, Wildrosen und niedrige Blütenstauden – das prägte die ganz eigene Atmosphäre einer stillen Stätte der Einkehr.“

Noch immer werden auf dem einstigen Schlachtfeld von Halbe und seiner Umgebung Tote geborgen. War unter dem Zeitdruck in den ersten Nachkriegswochen eine Registrierung und Identifizierung kaum möglich, gelingt es heute den Mitarbeitern des Volksbundes nicht selten, auch nach siebzig Jahren den Opfern ihre Identität zurückzugeben. Noch lebende Angehörige können endlich Abschied nehmen. Viele Gefallene aber werden für immer unentdeckt im Waldboden ruhen.

Die Umbettungen auf den Waldfriedhof dauern bis heute an. Seit der Wende wurden hier mehr als 2 200 Tote beigesetzt. Es werden nicht die letzten gewesen sein.



Wolf-Rainer Marx

Der Pfarrer predigte im Soldatenmantel

Der schnelle Wiederaufbau zerstörter Kirchen im Oderbruch

Wolf-Rainer Marx, Informatiker, war lange Zeit Mitglied im Vorstand des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg und betreut den Internetauftritt des FAK.

Am 31. Januar 1945 bildeten sowjetische Vorauskräfte den ersten Brückenkopf westlich der Oder bei Kienitz. Es begann die erbittertste Auseinandersetzung des Zweiten Weltkrieges auf deutschem Boden. Die zerschossenen und geplünderten Dörfer wechselten bis zu dreißigmal den Besitzer. Windmühlen, Schornsteine und Kirchtürme wurden von der deutschen Wehrmacht gesprengt, um dem Feind die Orientierung zu nehmen. Die Entscheidungsschlacht begann am 16. April auf den Höhen vor der Stadt Seelow mit einem Trommelfeuer aus 9000 Artilleriegeschützen. Nach drei Tagen hatten 2,5 Millionen sowjetische Soldaten die Schlacht entschieden und der Weg für die 1. Weißrussische Front entlang der Reichsstraße 1 nach Berlin war frei.

Südlich der Straße zwischen der Oder und Seelow stehen 15 Kirchen. Nach dem Ende des Krieges war nur eine noch benutzbar. Die kirchliche Versorgung wurde trotzdem schnell wieder hergestellt: In Pfarrhäusern, abgetrennten und notdürftig wieder hergerichteten Räumen der Kirchenruinen, in Friedhofskapellen. Der Wiederaufbau der Kirchengebäude begann oft erst nach 1990. Einige wurden in Teilen wieder aufgebaut (Reitwein, Carzig), eindrucksvolle Verbindungen von alter und neuer Substanz entstanden (Niederjesar, Hohenjesar, Podelzig), manche Ruinen wurden nur gesichert (Schönfließ, Mallnow, Rathstock).

In diesem Beitrag soll von zwei Kirchen berichtet werden, knapp fünf Kilometer voneinander entfernt, wenige Kilometer südlich der Bundesstraße 1 gelegen, die aussehen, als wären sie nie zerstört worden.

Sachsendorf wurde 1432 von den Hussiten verwüstet und es dauerte 80 Jahre bis eine neue Kirche gebaut und 1519 eingeweiht werden konnte. Die Mauern wurden aus farbig angeordneten Backsteinen errichtet, der



Dorfkirche Sachsendorf 1930; Fotos: Archiv Norbert Trebeß/Ephoralarchiv Seelow

Turm am Anfang des 17. Jahrhunderts durch eine zweigeschossige Blendengliederung belebt und 1738 mit einer mehrfach geschweiften Haube gekrönt. Der Ostgiebel wurde mit einer dreigeschossigen, mit Vorhangbögen gestalteten Blendengliederung geschmückt. Der Altaraufsatz von 1598 zeigte das ikonographische Programm der Reformationszeit. Anfang des 20. Jahrhunderts wurden Fresken freigelegt, die zeigten, wie lebendig der Innenraum ursprünglich ausgemalt war. 1737 wurde eine prächtig bemalte Orgelempore eingebaut. Die Kirche überstand alle Kriege, bis Anfang April 1945 Wehrmachtssoldaten den Turm sprengten. Die Trümmer fielen ins Schiff, die Kirche brannte aus.

Die wenigen Bewohner, die im Mai 1945 in das verlassene Dorf zurückkamen, fanden 20% der Gebäude

bewohnbar, was trotzdem hieß: keine Fensterscheiben, keine Türen, Wände und Dach voller Löcher, die Möbel zu meist verbrannt. Die Straßen mussten von Schutt, Panzern, Munition und Tierkadavern befreit, Granattrichter zugeschüttet werden. Die Felder waren verwüstet, die Bäume abgeholzt.

Die Gottesdienste wurden ab Mai in dem als Gemeinschaftsraum hergerichteten Esszimmer des Gutshauses gehalten. Der Pfarrer predigte im Soldatenmantel, aber er konnte den Kelch aus dem 17. Jahrhundert benutzen, den er rechtzeitig im Pfarrgarten vergraben hatte. Weihnachten 1945 war das Pfarrhaus instand gesetzt, es war mit nur sieben Granattreffern eines der am wenigsten zerstörten Gebäude.

Ab 1948: Die Bodenreform war abgeschlossen, die Macht der unfähigen

Funktionäre, die das Gut herunterwirtschafteten, beschränkt worden, die Zerstörungen durch das Oderhochwasser von 1947 beseitigt.

Gottesdienste wurden im wieder aufgebauten Pfarrhaus gehalten. Aber Karl Liesert, der 1947 als Pfarrer nach Sachsendorf gekommen war, und der ein charismatischer und durchsetzungsstarker Mann gewesen sein musste, wollte sich damit nicht abfinden. Schon ab Mai 1949 organisierte er das Aufräumen und Entrümmern und ab 1950 den Wiederaufbau der Kirche. Im Pfarrarchiv sind die Aufrufe abgeheftet: „Bereitschaft zur Holzspende“ (die Bauern besaßen Wald), „Wer hat Sand?“, „Hilfskräfte beim Lattenschneiden benötigt“. Kurze Sätze, darunter viele Namen. Zeitzeugen berichten einfach: Wer Zeit hatte, kam zur Kirche, manche mit dem Fuhrwerk direkt vom Feld.

Etwas 800 Einwohner hatte das Dorf zum Anfang der 50er Jahre. Nur wenige waren „alte“ Sachsendorfer, der Ort füllte sich mit Vertriebenen aus dem Osten; im Ortsteil Werder siedelten 50 Familien Dobrudscha-Deutscher vom Schwarzen Meer, sechs Jahre nachdem sie 1940 „heim ins Reich“ geholt und im Warthegau im Raum Posen angesiedelt worden waren. Vielleicht halfen deshalb so viele Einwohner: Weil sie ihre alte Heimat nicht erhalten konnten, wollten sie sich eine neue schaffen. Nicht alle waren evangelischen Glaubens, so wurden Gottesdienste beider Konfessionen gehalten. Für die Gläubigen im Ort war das unkompliziert; im Pfarrarchiv allerdings kann man nachlesen, wie wortreich zwischen dem Konsistorium und dem katholischen Bischof um das Mariengebiet in einer evangelischen Kirche disputiert wurde.



Dorfkirche Sachsendorf 1948 und 1957

Mit aus den Trümmern geborgenen Ziegeln wurden zuerst die Wände aufgemauert und der Turm ausgebessert. Schon in dieser Zeit: Das Kirchliche Bauamt forderte Pläne, wies an, maß nach, trieb Schulden ein; aber es lieferte schon 1950 15.000 Biber-schwanz-Dachsteine. Eine heftige Auseinandersetzung gab es über die Höhe des Turmes. Weil die benötigten 14 000 Ziegel im Klosterformat nicht beschafft werden konnten, ist er nur ein Stumpf geblieben, das einfache Pyramidendach beginnt noch unterhalb vom Dachfirst des Langhauses. Widerstrebend genehmigte das Institut für Denkmalpflege den Turm als Provisorium. Es besteht noch heute. Der Turm verlor seine in mehreren Bauepochen geschaffene Eleganz, er wirkt jetzt wehrhaft und damit auf eine neue Art stimmig. Für die Ausbesserung des Ostgiebels konnten 1000 Ziegel beschafft werden.

Woher kam das Geld? Die Kirche hatte zusätzliche Einnahmen aus der Verpachtung von Kirchenland. Ansonsten galt damals schon wie heute noch: Spenden sam-

mel und Anträge schreiben. 1951/52 wurden 2.840,- DM gespendet, das war damals viel Geld. 5.000,- DM kamen aus dem Fonds „zur Sicherung und Erhaltung denkmalwerter kirchlicher Bauwerke“, dem sog. Nuschke-Fonds, über den der stellvertretende Ministerpräsident Otto Nuschke verfügte. Das Landesdenkmalamt gab 1.000,- DM, die Superintendentur 2.200,- DM aus ihrem Baufonds. Ein umfangreicher Schriftsatz sicherte, dass 30 kg Nägel, gespendet vom Konsistorium in Berlin-Charlottenburg, durch die DDR nach Sachsendorf transportiert werden konnten.

Im September 1953 konnte die Spendenliste für das Richtfest ausgelegt werden (500g Fleischmarken, 15 kg Kartoffeln, 1 Apfelkuchen...).

Der Kunstdienst der Evangelischen Kirche half bei der Gestaltung des Innenraums, die sparsam sein musste. Mit gleichartig gemauertem Altar, Kanzel und Taufe wurde eine stimmige Lösung gefunden. Das Kreuz ist aus Holz und Messing gearbeitet.

Die wiederaufgebaute Kirche wurde am 1. Advent 1954 feierlich

Anzeige

WILHELM AMBERG:
VORLESUNG AUS GOETHES „WERTHER“, 1870



THEATER – DIESMAL NICHT IN DER KIRCHE

Über mehr als zehn Jahre hat die Schauspielerin und Regisseurin Heidi Walier mit ihrer Theatergruppe in den Sommermonaten Tournées durch brandenburgische Dorfkirchen veranstaltet.

Aus Anlass ihres 70. Geburtstages lädt Heidi Walier nun Weggefährten und Interessenten zur Premiere der Komödie „Das Spiel von Liebe und Zufall“ von Pierre Carlet de Marivaux ein.

SAMSTAG, 26. SEPTEMBER 2015

Revuetheater „La vie en rose“, direkt neben dem Flughafen Berlin-Tempelhof

Ab 19 Uhr gibt es einen Sektempfang und nach der Vorstellung ein Büfett.

**KARTENVORBESTELLUNGEN
UNTER 0172 398 65 43**

eingeweiht. Drei Glocken kamen 1957 hinzu, eine Orgel fehlt bis heute.

Von den Hügeln vor **Libbenichen** aus sieht man den Reitweiner Sporn, ein Höhenzug, in den sich General Shukow einen Bunker graben ließ und von dem aus er die Schlacht bei Seelow befehligte. Die Hügel sind noch durchzogen von Laufgräben und Unterständen. Den Häusern des Dorfes sieht man es an, dass sie nach dem Krieg neu gebaut wurden, aber die Dorfkirche sieht aus wie auf den Fotos vom Anfang des 20. Jahrhunderts.

Die gelb verputzte Kirche besitzt im Kern noch die Feldsteinmauern aus dem 13. Jahrhundert, sie besteht aus einem Langhaus, einem eingezogenen Chor und dem nachträglich angebauten Turm, der keine Verbindung zum Inneren hat. Auf spätere Umbauten weisen der Name Friedrich Wilhelm des I. und die Jahreszahl 1736 in der Wetterfahne und die erweiterten Lichtöffnungen hin.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges waren Dach und Fenster so beschädigt, dass die Kirche nicht mehr benutzt werden konnte. Vom Innenraum waren nur die Bänke und der Taufstein erhalten geblieben. Die Kirchenbücher waren im Backofen des Pfarrhauses versteckt worden und sind dort verbrannt.

Drei Kilometer westlich, in Dolgeln, steht die oben erwähnte Kirche, die 1945 als einzige noch benutzbar war. 1947 wurden Dachziegel und Dachstuhl zur Baumaterialgewinnung freigegeben; heute ist die

Kirche eine Ruine. In diesen Fällen bezieht man sich in Brandenburg oft auf den Befehl 209 der Sowjetischen Militäradministration vom 9. September 1947. Es wurde befohlen, in Brandenburg den Bau von 10.000 Neubauernhäusern sicherzustellen und dafür u.a. Häuser und Höfe enteigneter Gutsbesitzer abzutragen. In diesem Befehl steht nichts von Kirchen, aber manch örtlicher Funktionär hatte ein Interesse daran, den Befehl auch auf Kirchen anzuwenden.

In Libbenichen ging der Weg des Baumaterials in die entgegengesetzte Richtung: Bauern brachten Dachziegel von ihren Scheunen zur Kirche. Sie bekam ein eindrucksvolles Patchwork-Dach aus Dachziegelspenden der örtlichen Bauern. Bis 1957 baute man außerdem neue Fenster ein, malerte den Innenraum, erneuerte die Zwischendecke, stellte die Kanzel auf einen Sockel neben den Altartisch. Die Wand hinter dem Altar trägt ein Holzkreuz. Die Taufschale wurde auf einem Hof entdeckt, sie diente als Futternapf. Zwei Glocken, vermutlich zwischen 1350 und 1360 gegossen, die in den letzten Kriegsmonaten abgegeben werden mussten, wurden nach dem Krieg im Hamburger Glockenlager gefunden und kamen zurück.

Religion galt offiziell als rückständig, war „Opium für das Volk“, das Baumaterial war knapp, die Bauern damit beschäftigt, ihre Höfe wieder aufzubauen – trotzdem war es, wie in Sachsendorf, selbstverständlich, dem Dorf wieder eine Mitte zu geben. Trifft man Zeitzeugen, spürt man ihren Stolz darauf; aber es gelingt nicht, ihnen „Heldengeschichten“ zu entlocken. Stolz und Bescheidenheit passen gut zusammen.

Mit dem Beseitigen gelegentlicher Sturmschäden und dem Auswechseln beschädigter Balken wurden die nächsten Jahrzehnte überstanden. 1995 konnten dann, für 400.000,- DM, Mauern, Dachstuhl und Dach grundlegend saniert werden. Als dabei festgestellt wurde, wie problematisch der Baugrund ist (Feldsteine in Lehm), konnte der Denkmalpflege sogar die Genehmigung für eine Dachrinne abgetrotzt werden.

Die Schuke-Orgel, die 1806 der Stadtkirche Müllrose abgekauft wurde, überstand den Krieg und wurde 1970 durch Spenden aus der Gemeinde gründlich restauriert. Leider wird sie zu selten gespielt.



Dorfkirche Libbenichen 1905...
...und 1950



Uwe Donath Manchmal dauert es etwas länger ... Die Sanierung der Kirche in Sternebeck

Uwe Donath ist Vorstandsmitglied des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg



Dorfkirche Sternebeck; Foto: Christian Kohler

Fährt man mit dem Auto oder mit dem Fahrrad von Berlin kommend über Strausberg in Richtung Wriezen, eröffnet sich hinter Prötzel mit seiner schön restaurierten Kirche der Blick auf eine liebevolle Hügellandschaft. Nicht weit hinter Prötzel liegen zwei Orte, die wegen ihrer Dorfkirchen im vergangenen Jahr Anlass zum Feiern hatten.

Das auf einer Anhöhe gelegene Frankenfelder Gotteshaus mit seinem hellen farnefrohen Turm konnte im Jahr 2002 nach nur drei Jahren baulicher Sanierung neu in Nutzung genommen werden. Für die Sanierung von Altar und Kanzel fehlte damals

allerdings noch das Geld. Mit Unterstützung des Brandenburgischen Landesamtes für Denkmalpflege in Wünsdorf, wo Studenten den Holzschädlingen zu Leibe rückten, und durch das Können der Restauratorin, Frau Marlies Genßler, fand die Sanierung des Altarretabels aus dem Jahr 1610 mit Kreuzigungs- und Auferstehungsszene und der Abendmahlsdarstellung in der Predella im vergangenen Jahr ihren Abschluss. Im Ostergottesdienst 2014 konnte dieses Ereignis gefeiert werden.

Ganz anders in Sternebeck (Landkreis Märkisch Oderland): Hier konnte die Kirchensanierung erst nach zwanzig

Jahren abgeschlossen werden. Das Gebäude ist ein aus unbehauenen Feldsteinen ausgeführter Saalbau mit Dachturm und Glockengeschoss. Es gab einen Vorgängerbau aus dem 13. Jahrhundert, der jedoch im 30-jährigen Krieg bis auf die Grundmauern zerstört wurde. Erst Anfang des 18. Jahrhunderts ließ der damalige Patron und Salzfaktor Philipp Franz Laging die Kirche neu aufbauen; im Jahr 1710 wurde sie eingeweiht. Besonders stolz sind die Sternebecker auf ihre Glocke; gegossen wahrscheinlich um das Jahr 1300, überstand sie alle Kriegswirren. Sie gilt als die älteste Glocke auf dem Oberbarnim. Ihre



Kanzelaltar von 1710 in der Dorfkirche Sternebeck

schlichten Dorfkirche soviel Zeit in Anspruch nahm: Zwischendurch fehlte die Finanzierung, mal waren die Fördermittel nicht da, mal die Eigenmittel noch nicht angespart. Aber die Gemeinde, allen voran ein „bauerfahrener“ Pfarrer, Christian Kohler, und der Bauausschuss ließ sich nicht entmutigen und brachte viel Enthusiasmus, Ausdauer und Zielstrebigkeit auf, über die Jahre die Dorfbewohner für zahlreiche Eigenleistungen zu motivieren und bei der Beschaffung der Geldmittel stets am Ball zu bleiben.

Zu Zeitverzögerungen kam es auch durch Auflagen des Denkmalschutzes, dessen Einwände in gegenseitigem Einvernehmen auszuräumen waren. Bei der Fassade verzichtete man auf die bisherige Gestaltung mit Lisenen, Pilastern und einem Glattputz. Die Kirche ist jetzt mit ihrer hellen Putzschicht, die der Form der Feldsteine folgt, ein wahres Schmuckstück. Am Reformationstag 2014 feierten die Sternebecker in einem Gottesdienst endlich den Abschluss der Sanierungsarbeiten.

Auch wenn die Instandsetzung der Dorfkirche zwei Jahrzehnte gedauert hat, ist sie eine Erfolgsgeschichte geworden. Als Beispiel sollte sie anderen Gemeinden und Fördervereinen Mut machen.

Übrigens sind sowohl die Frankfelder als auch die Sternebecker Kirche offene Kirchen. Also wenn Sie mit dem Auto oder mit dem Fahrrad ...

Inschrift konnte von der Fachwelt noch nicht eindeutig geklärt werden.

Die Sanierungsarbeiten begannen im Jahr 1994 mit der Instandsetzung des Turmdaches, 2001 folgten die Dachstuhlreparatur und die Neueindeckung mit Biberschwänzen, 2006 Innenarbeiten und drei Jahre später unter anderem die Erneuerung der Holzdecke und des Ziegelfußbodens. Mit der Fassadensanierung und -neugestaltung konnten nun die Instandsetzungsarbeiten abgeschlossen werden.

Der Bauausschuss mit Dieter Eckardt, dem Ortsvorsteher Dieter Juritz und dem Kirchenältesten Bernfried Juritz erläuterte mir, warum die Sanierung dieser eher

*Dorfkirche Frankfelde;
Fotos Uwe Donath*



Theda von Wedel-Schunk
(K)ein Dorf wie viele!
Garrey – ein Beispiel, das Mut macht

Theda von Wedel-Schunk ist
Regionalbetreuerin des
Förderkreises Alte Kirchen
Berlin-Brandenburg



Dorfkirche Garrey im Dezember 2014; Fotos: Wolfgang Lubitzsch

Der Niedergang des ländlichen Raums ist kein unabwendbares Schicksal. Es kommt in jedem Dorf darauf an, ob die Bewohner die Dinge laufen lassen oder sich zusammenschließen und ihr Schicksal in die eigenen Hände nehmen.

Was wäre Garrey (Landkreis Potsdam-Mittelmark) ohne Dr. Wolfgang Lubitzsch – der 1941 in Wittenberg geborene Diplomingenieur ist für die Entwicklung seines Heimatdorfes schlicht unverzichtbar. Dabei hat sein Lebensweg zunächst ganz anders verlaufen sollen. 1946 erbt der kleine Wolfgang den seit 1721 im Besitz der Familie Benke befindlichen Lehn- schulzenhof. Auf dem Friedhof befinden sich noch Grabsteine der Familie. Und den Innenraum der Dorfkirche ließ sein Großvater 1900 zur Geburt der ersten Tochter sanieren. Die Familie flieht 1952 in den Westen. Der elfjährige Erbe wird enteignet mit entsprechender Eintragung ins Grundbuch. Wobei aber den DDR-Obersten ein entscheidender Fehler unterläuft: Sie übersehen, dass der kleine Wolfgang als Minderjähriger nicht republikflüchtig werden und somit auch nicht wegen Republikflucht enteignet werden kann. Diesen Fehler bemerkt man in der DDR erst 1954, korrigiert ihn sofort, der Staat enteignet sich selbst, macht den Kleinen wieder zum Eigentümer und zahlt auch bis 1977 brav Pacht auf ein Sperrkonto bei der Staatsbank der DDR ...

Die Lebensbedingungen für die Flüchtlingsfamilie im Rheinland sind hart. Als Schüler am humanistischen Gymnasium in Jülich muss der junge Lubitzsch in den Ferien auf dem Bauernhof, in der Zuckerfabrik und sonst wo arbeiten, um zum Lebensunterhalt beizutragen. Er studiert Maschinenbau, schließt mit Auszeichnung ab, heiratet, wird an der TU München

promoviert und arbeitet dort mehrere Jahre als wissenschaftlicher Assistent an der Uni. Inzwischen sind die beiden Töchter geboren. Nach langjähriger Tätigkeit in leitender Funktion in der Industrie macht er sich in Ulm selbständig und setzt in über zwanzig Jahren seine vielfältigen Erfahrungen als Berater und freier Dozent für Hochschulen und Firmen ein.

Grundbucheinträge sind rechtlich bindend. Mit der Wende 1989 wird Wolfgang Lubitzsch anstandslos vom Eigentümer zum Besitzer seines Hofes in Garrey. Zwanzig Jahre ist er Vorsitzender des Aufsichtsrates der Agrar genossenschaft. In dieser Zeit renoviert die Familie Haus und Hof und zieht 2009 zurück nach Garrey. Lubitzsch wird zum tatkräftigen Mentor der Entwicklung des Dorfes. Das ist meine Heimat, sagt er auf die Frage nach seiner Motivation. Der Hof hat nur Wert, wenn die Kirche erhalten

wird und das Dorf schön bleibt. Und es ist im Sinne meiner viel zu früh verstorbenen Frau Silvia, der die Entwicklung von Garrey am Herzen lag.

Das Projekt
„Unser Dorf hat Zukunft“

Angefangen hat es 2009 mit zerborstenen Ziegeln, die Silvia Lubitzsch bei der Pflege der Familiengrabstätten auf dem alten Friedhof rund um die Dorfkirche fand. Eine Gefahr für die Friedhofsbesucher und ein Hinweis darauf, dass dringend etwas mit der baufälligen Kirche passieren musste. Mit dem vom Gemeindegkirchenrat aufgestellten Schild „Vorsicht, Lebensgefahr“ war es nicht getan. Kurzentschlossen wurde der Freundeskreis der Garreyer Kirche gegründet. Die Sanierung der denkmalgeschützten Feldsteinkirche aus dem



Ein tolles Team: Rosi Bergholz, Gabi Eissenberger, Achim Lehmann, Cornelia Wieland, Konstanze Hion, Andreas Grünthal, Beate Wieland, Fritz Bergholz, Lutz Wieland, Anne Schick (v.l.n.r.)

14. Jahrhundert und ihr dauerhafter Erhalt für kirchliche, kulturelle und soziale Nutzungen hat sich die Gruppe vorgenommen. Alteingesessene und Zugezogene, Kirchenmitglieder und Nichtgläubige, Zweifler und Überzeugte haben sich zusammengetan und wider alles Erwarten umgehend mit den ersten Schritten zur Renovierung begonnen. Das einvernehmliche Ziel und die Erfahrungen der gemeinsamen Aktionen haben diese so unterschiedlichen Menschen zusammengeschmiedet. Und sie haben gelernt, mit den unvermeidlichen Rückschlägen umzugehen.

Die Renovierung der Dorfkirche hat die Bürgergruppe von Anfang an zwar als Kernstück, aber nicht als ein isoliertes Projekt verstanden, sondern dessen Schubkraft genommen für eine grundlegende strategische Gesamtplanung: Was hilft dem Dorf, um dauerhaft zu überleben, gegen den demographischen Faktor, gegen Dorfflucht und Dorfsterben.

Sie haben nüchtern analysiert und zusammengestellt, was fehlt und was vorhanden ist: Wie in nahezu allen brandenburgischen Dörfern der Konsum zu, der Kindergarten geschlossen, die Schule zentralisiert, kein öffentlicher Nahverkehr (außer dem Schulbus), keine ärztliche Versorgung, die Molkerei aufgegeben, die Sammelstelle für Eier weg, der

Schafstall dichtgemacht, die Poststelle zu, die Gaststätte im Kulturhaus mehrfach gescheitert und schließlich aufgegeben.

Aber: eine idyllische Lage des Dorfes auf den Hügeln des Naturschutzgebietes Hoher Fläming, Anbindung an Rad- und Wanderwege, Potsdam, Berlin und Wittenberg über die Autobahn 9 schnell erreichbar, ein dichtes soziales Netz und reges Vereinsleben, nahezu alle Häuser im Dorf bewohnt und gepflegt, die Landwirtschaft um das Dorf herum zwar im Wesentlichen im Besitz von Agrar Genossenschaften, aber nicht an fremde Agrarindustrie verhöckert. Und das wichtigste vor allem – genügend Menschen, die sich für den Werterhalt ihrer Häuser und ihres dörflichen Umfeldes auf ein langfristiges Engagement einlassen, die Dinge selber in die Hand nehmen. Und die sich nicht abschotten gegen Zugezogene, sondern auf Augenhöhe mit ihnen kommunizieren.

Professionell hat die achtköpfige Projektgruppe mit Wolfgang Lubitzsch als erfahrenem Projektleiter ein Leitbild fürs Dorf entwickelt. Mit dem ersten Bauabschnitt der Kirchensanierung und der Entwicklung eines Nutzungskonzeptes, der Gründung des Heimatvereins, der Sanierung der Sölle (kleine Teiche aus der Eiszeit), dem Umbau des stillgelegten Wasserwerkes zum Heimatmuseum mit dazu-

gehöriger Empore, Aussichtsplattform und Streichelzoo, der Entwicklung einer eigenen Homepage und dem Ausbau des Feuerwehrhauses hat Garrey 2012 im Kreiswettbewerb „Unser Dorf hat Zukunft“ den dritten Platz gemacht. 2013 bekam Garrey beim Wettbewerb „Startkapital“ des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V. (FAK) den Zuschlag. 2014 wurde das Dorf bei „Unser Dorf hat Zukunft“ in Potsdam-Mittelmark erster Sieger und plant, am entsprechenden Landeswettbewerb teilzunehmen.

Jetzt steht der zweite Sanierungsabschnitt für die Kirche an, ein dorfpolitischer Gesprächskreis ist in Gründung, im Ortsteil Zixdorf ist ein Spielplatz vorgesehen. Zum Thema „Toleranz und Vielfalt“ hat sich eine Projektgruppe zusammengestellt. Nahezu zwanzig lokale Firmen schaffen Arbeitsplätze, die Zahl der Touristen wächst und auch die Zahl der Einwohner. Und wo sich Garrey 1926 verweigert hat – beim Ausbau der Straße nach Niemeck lieferte das Dorf aus Geiz keine Steine und blieb deswegen abseits – steht die Erneuerung dieser Straße nun ganz vorne im Plan.

In Buchholz und Lühsndorf, zwei Dörfern in der Nähe, sind die Dorfkirchen ebenfalls gefährdet. Was lag näher, als in Garrey um Rat zu fragen. Garrey ist Beispiel!



Thea von Wedel-Schuck und Wolfgang Lubitzsch in Garrey; Foto: Bernd Janowski

Eva Gonda

Mit Pinsel und Schmiedehammer

Jugendbauhütten öffnen jungen Leuten Wege in der Denkmalpflege

Magdalena, 19 Jahre alt, übt sich gerade in Geduld. Zusammen mit anderen jungen Leuten werkelt sie an einem großen alten Brett, streicht mit feinem Pinsel eine weiße Masse auf Risse und Unebenheiten, Tupfen für Tupfen, Strich für Strich. Und der Schadstellen sind viele und die Holzfläche ist groß.

Am Nebentisch ist man mit Zeichendreieck und Lineal zugange. Auf Millimeterpapier entsteht das Aufmaß eines alten Fensters mit vielen Sprossen, akribisch genau und maßstabsgetreu.

Wir sind im Seminarzentrum der Jugendbauhütte Brandenburg/Berlin in Heiligengrabe. Die Jugendlichen, die wir hier treffen, haben sich für ein freiwilliges soziales Jahr in der Denkmalpflege entschieden. Da kann man sich in unterschiedlichsten Gewerken ausprobieren, erfährt viel von den handwerklichen Fähigkeiten der Vorfahren, lernt deren Arbeit zu schätzen und zu bewahren. Und so ist Magdalenas „altes Brett“, dem sie aus gutem Grund so viel Aufmerksamkeit schenkt, nicht irgendein Stück Holz, sondern Teil der barocken Kanzel aus der Kapelle Klein Linde in der Prignitz. Wegen des maroden Zustandes des Gebäudes war das kostbare Inventar ausgelagert worden und wartet nun auf eine Restaurierung.

Die Jugendbauhütten sind ein Projekt der Deutschen Stiftung Denkmalschutz und knüpfen an die Tradition der mittelalterlichen Bauhütten an. Sie sind in der Trägerschaft der Internationalen Jugendgemeinschaftsdienste und werden in Brandenburg durch den Europäischen Sozialfonds des Landes und den Bund gefördert und durch die Einsatzstellen mitfinanziert. Über jeweils ein Jahr können Jugendliche im Alter zwischen 16 und 26 Jahren in Handwerks- und Baubetrieben, in



Arbeitsbesprechung vor der Gutskapelle in Horst; Fotos: Bernd Henning

Architektur- und Planungsbüros oder Denkmalbehörden mitarbeiten. Daneben erfahren sie in Seminaren wie hier in Heiligengrabe von Stil- und Materialkunde, von Forschungs- und Arbeitsmethoden, von den Grundlagen der Denkmalpflege. Und sie können ihren Freunden über die Schulter gucken: Jeder ist woanders engagiert. Für welches Gebiet wird man sich schließlich selbst entscheiden? – Oder vielleicht auch für gar keines? Hier hat man erstmal die Chance, eigene Talente und Interessen auszuloten

Die Jugendbauhütte Brandenburg/Berlin ist die größte unter den 13 in der Bundesrepublik bestehenden. „Alljährlich erreichen uns bis zu 200 Bewerbungen auf die 40 möglichen Plätze“, berichtet der Leiter der Bauhütte, Bernd Henning. „Sehr viele Interessenten kommen auch aus dem Ausland.“ Voraussetzungen sind eine abgeschlossene Schulbildung und Deutschkenntnisse. Ausgewählt wird nach intensiven Gruppen- und anschließenden Einzelgesprächen, schließlich nach der Vorstellung der

einzelnen Bewerber in den vorgesehenen Einsatzorten.

In den sechsmal im Jahr stattfindenden einwöchigen Seminaren in Heiligengrabe können die Teilnehmer von erfahrenen Fachleuten lernen. Die Restauratorin Friederike Seidler M.A. ist Sachkundige für Holzschutz, was ihre besondere Fürsorge für die Kanzel der Dorfkirche Klein Linde (Landkreis Prignitz) erklärt. Vor rund zehn Jahren hatte sie selbst als Freiwillige durch die Jugendbauhütte ihren Traumberuf gefunden und betreibt heute nach dem Studium ihr eigenes Restaurierungsatelier. Nach Heiligengrabe geht sie immer wieder gern, um ihr Wissen an die Jüngeren weiterzugeben.

Direkt aus der Praxis kommt Horst Lehmann, Glasermeister, Glasrestaurator und anerkannter Kunsthandwerker. Er arbeitet mit „seinen“ Freiwilligen gerade an der Restaurierung der Fenster einer alten Schmiede in Weisen, einem Prignitzdorf. Die wird zum Jugendtreffpunkt umgestaltet. Da kommen die Ideen der jungen

Leute gerade recht. Die vier Elemente sollen sich künftig in den farbigen Glasscheiben wiederfinden. Phantasie ist gefragt. Eine verlockende Aufgabe – aber sie beginnt ganz unromantisch mit Zeichendreieck, Lineal und akkuraten Linien auf Millimeterpapier.

Doch nicht nur mit feinen Pinseln und Zeichenstiften wird gearbeitet. Wer einmal Verantwortung für die Bewahrung kulturellen Erbes übernehmen will, muss auch etwas von alten Handwerkstechniken und Bauweisen verstehen. Für die fachgerechte Restaurierung der Barockkanzel werden handgeschmiedete Nägel gebraucht, also machte man unter Anleitung eines Schmiedesmeisters auch Erfahrungen im Umgang mit Hammer und Amboss. An der Kirche von Wernikow (Landkreis Ostprignitz-Ruppin), Ortsteil von Heiligengrabe, sanierten die Jugendbauhütten Berlin/Brandenburg und Lübeck den Dachstuhl der Apsis. Um nun die Dacheindeckung aus Mönch- und Nonnenziegeln wieder herzustellen, legten die Jugendlichen in der Glindower Ziegelmanufaktur selbst mit Hand an. Auch die kleine Gutskapelle im Ortsteil Horst (Landkreis Ostprignitz-Ruppin) profitiert vom Freiwilligendienst der Jugendbauhütte. Nach der Restaurie-



rung eines Teils der Fenster-Bleiverglasung wird zurzeit die Decke mit Lehmwickelstaken geschlossen und ein Lehmputz aufgebracht.

Auf der Baustelle treffen wir Leon, Johannes und Josef. Leon und Johannes, Berliner Abiturienten, kamen direkt von der Schulbank zur Bauhütte

– neugierig auf die Erfahrungen, von denen sie ihre spätere Berufswahl abhängig machen wollen. Leon: „Mich interessiert Baugeschichte ebenso wie altes Handwerk. Vielleicht kann ich später mal dazu beitragen, alte Werte neu zu nutzen.“ Johannes: „Ich will nach diesem Freiwilligenjahr ein Studium aufnehmen, auf jeden Fall etwas im Bauwesen. Was genau? Weiß ich noch nicht, aber nach diesem Jahr werde ich es wissen.“

Josef, ebenfalls aus Berlin, hat schon ein Freiwilligenjahr hinter sich, studiert inzwischen Bauingenieurwesen an der Fachhochschule Potsdam. Sein Einsatzort im Rahmen der Bauhütte war der Winzerberg in Potsdam, den eine Bauunternehmens-Firma nach historischen Vorlagen wieder in seinen ursprünglichen Zustand versetzt hat. In den Semesterferien sieht man Josef oft in Heiligengrabe. Nun hilft er beim Organisieren der Seminararbeit, „...und ich sammle dabei immer noch praktische Erfahrungen. Aber das ist das Wichtigste, was ich aus dem Freiwilligenjahr mitnehmen konnte: Ich habe in der Gemeinschaft Selbstständigkeit gelernt und Orientierung gefunden. Ich gehe wesentlich gereifter auf den neuen Weg, der sich nun bietet.“

Elisabeth Gutzweiler bei der Grundierung des Altartisches in der Gutskapelle Darsikow



Margitta Schirge

Ein Paradies in der Prignitz

Der Pfarrgarten in Papenbruch

Margitta Schirge ist Pfarramtssekretärin in Papenbruch und Mutter von fünf Kindern.

Sie sind wohl kaum noch zu zählen, die Besucher, die sich auf den Weg nach Papenbruch (Landkreis Prignitz) bei Wittstock gemacht haben, um dort den Schaugarten Arche zu besuchen. Wie ein kleines Paradies präsentiert sich das weitläufige Gelände mit zahlreichen Blumen der verschiedenen Jahreszeiten, einem Bibelgarten, einem Naturlehrpfad durch das erschlossene Feuchtbiotop, einer Streuobstwiese mit weidenden Eseln und Schafen und vielem mehr. Überall sieht man Bänke und Sitzplätze, ein Pavillon und ein Garten-Café laden zum Verweilen ein. Viele Gäste haben das Gefühl, der Papenbrucher Schaugarten sei etwas Einzigartiges. Dabei ist er eigentlich nur einer von vielen märkischen Pfarrgärten. Allerdings ist das Gartenland durch das angrenzende Quellgebiet der Jäglitz, in dem sich drei Quellen befinden, fruchtbarer als anderswo.

Doch es gibt schon auch eine Besonderheit: Es war ein schriftstellers Pfarrer, Samuel Christoph Abraham Lütkemüller (1769-1833), unter dessen Leitung das Gelände im Wesentlichen so gestaltet wurde, wie es sich heute noch darbietet. Lütkemüller war vor seiner Papenbrucher Zeit Privatbibliothekar bei Christoph Martin Wieland in Weimar und brachte so einen Hauch Weimarer Klassik in die Prignitz. Erhalten geblieben sind seine Briefe, die er an den verehrten Hofrat richtete und in denen er auch den Garten beschreibt, der ihm offenbar sehr am Herzen lag.

Das jetzige Papenbrucher Pfarrhaus wurde 1819 fertig gestellt, da war Lütkemüller schon vierzehn Jahre am Ort und hatte sich intensiv für den Neubau dieses Hauses eingesetzt. Einer seiner Söhne, Friedrich Hermann Lütkemüller, war 1815 noch im alten Pfarrhaus geboren worden. Er sollte es als einer der bedeutendsten norddeutschen Or-



Das Pfarrhaus in Papenbruch; Fotos: Margitta Schirge

gelbaumeister des 19. Jahrhunderts später zu einiger Berühmtheit bringen. In diesem Jahr 2015 wird an vielen Orten mit Orgeln aus seiner Wittstocker Werkstatt an seinen 200. Geburtstag erinnert.

Zu Lütkemüllers Zeiten gehörte zu einem Landpfarrhaushalt im Normalfall ausreichend Gesinde. Im Bauplan des Pfarrhauses findet sich daher auch gegenüber der Küche, die mit über 30 Quadratmetern den größten Raum im Hause stellt, die „Gesindestube“. Pfarramtsakten und Kirchenbucheintragungen erzählen von einem Knecht und zwei Mägden. Der Knecht hatte seine Kammer, abgetrennt vom Pferdestall. Die Mägde schliefen im Giebelzimmer unter dem Pfarrhausdach. Das ist im Fall von Papenbruch ein wunderschönes Krüppelwalmdach mit Fledermausgaube und existiert noch heute in dieser Form. Darum steht dieses märkische Kleinod eines Landpfarrhauses auch unter Denkmalschutz.

Auch die Pfarrstelle gibt es noch. Sie ist eine von zwei noch besetzten ländlichen Stellen des früheren Kirchenkreises Wittstock, in dem nach der Wende in immerhin noch neun Dörfern ein Pfarrer ansässig war.

Vor der jetzigen Besetzung der Stelle war diese allerdings vierzehn Jahre lang vakant. Deshalb präsentierten sich das Pfarrhaus als sanierungsbedürftig und der Pfarrgarten als stark verwildert. Es war sehr viel Wahrnehmungsvermögen nötig, um die verborgene Schönheit hinter den maroden Fassaden zu entdecken. Und es bedurfte sehr viel Liebe und Wagemut, zu DDR-Zeiten die erforderlichen Baumaßnahmen anzugehen.

Als junges Pfarrerehepaar meinten wir, uns dieser Herausforderung stellen zu können. Wir bewarben uns um diese Pfarrstelle, mussten aber zunächst in einer Wittstocker Ausweichwohnung unterkommen. Von dort aus bauten wir jahrelang „nach Feierabend“ am Papenbrucher Pfarr-



haus, bis wir im Winter 1987 endlich einziehen konnten.

Es entstand viel Neues in den nachfolgenden Jahren. Dazu gehörte auch, dass sich 1999 ein Christlicher Verein Junger Menschen (CVJM) bei uns in den Dörfern gründete. Unter seiner Trägerschaft wurde im Jahr 2007 nach Vorgaben des Garten- und Landschaftsarchitekten Prof. em. Dr. Siegfried Sommer aus Dresden der Pfarrhof umfangreich ausgebaut. Titel des mit Mitteln des Landes Brandenburg (ILE-Förderung) geförderten Bauprojektes war „der Um- und Ausbau zum Schulbauernhof Arche“. In den Folgejahren wurde das Projekt auf Grund von Nutzerinteressen modifiziert zum Schaugarten Arche. In diesem Zusammenhang entstanden all die zu Anfang schon genannten Objekte: das Garten-Café, der Lehrpfad durch das Quellmoor, umfangreiche Tiergehege und verschiedene Gartenbereiche, darunter der Bibelgarten.

Alles ist mit liebevoll illustrierten Infotafeln ausgeschildert. Von Anfang an war es das Ziel, vermehrt ehrenamtliches Engagement für die Garten-Bewirtschaftung und für das kleine Garten-Café bei der Besucherbewirtung einzubinden. Jahrelang standen Langzeitarbeitslose und später auch Menschen mit Behinderung im Rahmen geförderter Arbeitsmaßnahmen den Ehrenamtlichen zur Seite.

Doch „alles hat seine Zeit“. Nach mehr als zwei Jahrzehnten sind vier unserer fünf Söhne flügge geworden. Sie sind nicht nur aus dem schönen und sanierten Pfarrhaus ausgezogen,

sondern haben auch die Region weit verlassen. Dieses Schicksal teilen wir mit den meisten Eltern unserer Generation in den ländlichen Regionen Brandenburgs. Für uns bedeutet das, dass wir nahezu wieder allein vor der Bewirtschaftung von Pfarrhaus und Garten stehen, denn auch die anderen Gartenhelfer sind mit uns älter geworden. Erschwerend kommt hinzu, dass es auch kaum noch geförderte Arbeitsmaßnahmen gibt. Hat sich der Kreis geschlossen?

Er hätte sich geschlossen, wenn das der Schluss dieses Berichtes wäre. Gutes sollte jedoch, wenn irgend möglich, bewahrt werden. Und ein sanierter märkischer Pfarrhof mit historischer Bausubstanz, eingebettet in einen als Schaugarten ausgebauten großräumigen Pfarrgarten, ist schon etwas Besonderes. Darum gibt es Überlegungen, von gelegentlichen ehrenamtlichen Helfern zu zwei fest angestellten Saisonmitarbeitern für den Schaugarten Arche überzuwechseln. Noch suchen wir hierfür Spender oder Sponsoren. Ein kleiner finanzieller Grundstock ist immerhin schon gelegt.

Wenn Sie, liebe Leserinnen und Leser uns dabei helfen wollen,

so setzen Sie sich mit uns in Verbindung (Tel. 03394/7213422, www.schaugarten-arche.de). Wir würden uns sehr darüber freuen.